Münster 1936 No 6a Phil DiS

Germanistik

Burtes „Wiltfeber"

der heimatlose deutsche „Zwischenmensch" um die Wende des 19. Jahrhunderts

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät
der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster

vorgelegt von

Arthur Sack
aus Witten-Ruhr

1936

Druck: Heinrich Pöppinghaus o. H.-G., Bochum-Langendreer

Tag der mündlichen Prüfung: 5. Juli 1935.

Dekan: Herr Prof. Dr. Jost Trier.

Referent: Herr Prof. Dr. Günther Müller.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Inhalt.

Seite

Standort und Sichtweise

Das Werk 3

I. Kapitel: Ich 4

II. Kapitel: Ich — Weib 11

III. Kapitel: Volk — Ich — Staat 18

a) Volk 18

b) Staat 22

c) Staat — Ich — Kunst 26

IV. Kapitel: Ich — Gott 32

Schluß: Lösung 37

Standort und Sichtweise:

„Zwischen den Klassen bist du, zwischen den Massen, zwischen den Rassen. Du bist ein Mann aus dem Volke, aber du denkst nicht wie das Volk. Du bist ein Mann bei den Edelleuten, aber du bist kein Edelmann. Du bist ein Einzelner, ein Für-sich-Mann; aber du hängst mit tausend Fäden an der Menge." (Wiltfeber: S. 89).

Das ist der „Zwischenmensch", der Mensch an der Zeitenwende, dem der alte Grund unter den Füßen wankend wird, der sich vom tragenden Boden löst, suchend nach neuem, festen Grund, auf und nieder schwebend.

Der dichterische Mensch nun, gleichsam als Seismograph seiner Zeit, verspürt die Stöße, die den alten tragenden Grund durchzittern.

Der „Zwischenmensch" ist der deutsche Mensch schlechthin um die Wende des 19. Jahrhunderts. Burte gab seinem „Wiltfeber" aber noch den Beinamen „Der ewige Deutsche". Denn er fühlte, daß es ewiges deutsches Schicksal in der Geschichte war, in eine Zwischenstellung gedrängt zu werden, die in ihrer Grundhaltung immer wieder dieselbe Frage zur Entscheidung stellte: germanischer Norden oder Mittelmeerraum? Immer wieder wurde der Deutsche Zwischenmensch und immer wieder in die Entscheidung zwischen Eigenem und Fremdem gestellt und immer wieder entschied er sich nicht für das eine oder andere, sondern für ein Höheres, ein Darüberliegendes, das in einer Synthese beides zusammen spannte. Dieses „Über" ist auch das Losungs- und Lösungswort um die Wende des 19. Jahrhunderts, als sich der deutsche Mensch plötzlich seiner Heimatlosigkeit bewußt wurde und als Heimatsucher aufbrach. Burtes „Wiltfeber" trägt darum auch nicht zu Unrecht den Untertitel: „Die Geschichte eines Heimatsuchers". Dieses Heimatloswerden hatte ja begonnen mit einem Wegwenden des aufklärerischen Menschen von der übernatürlichen Wirklichkeit. Jahrhunderte waren darauf bedacht gewesen, dieses „Über" abzubauen, bis es mit der Erde in eine Ebene fiel. Nun begannen die Menschen den Mangel des „Über" zu fühlen. Aber was Jahrhunderte von diesem „Über" Stein für Stein abgetragen hatten, konnte nicht mit der plötzlichen Wiederentdeckung des „Über" auf einmal zu strahlender Höhe aufgeführt werden. Dieses „Über" wurde erlösungbringendes Wunschbild. Nur war es das letzte, gültige „Über" noch nicht, sondern nur eines von Menschen für einen bestimmten Bereich konstruiertes. So Nietzsches „Übermensch", so der marxistische „Überstaat".

Burte sagt von beiden: „Der vornehme Mensch, der ehrsame Müßiggänger empfand und erfand als sein Ziel den „Übermenschen“. Der gemeine Mensch aber, der Arbeitgänger, der möchte alle andern zu Leidensgenossen haben und lehrt als Ziel den „Überstaat“. Aber beiden entsteigt ihr Wunschbild demselben Krankheitsfelde: sie leiden an der Wunschsucht des Entschollten. Beide sind vom Boden losgelöst, schweben und schwanken auf und ab, hin und her: und da sie die Erde verloren haben, machen sie sich ihre Himmel als Ersatz“ (S. 86). Es sind nur ihre Himmel, es ist nicht der Himmel. Aus dieser Erkenntnis heraus kommt Burtes „Wiltfeber“ zu dem Ziel des Überhimmels, der die Himmel der anderen wieder in sich auffaugt, es ist „der Übergott, welcher verschlingt alle Götter“. Auch Wiltfebers Ziel ist Wunschbild des Entschollten. Nur hat er schon erkannt, daß nur das religiöse „Über“ die Rettung bringen kann, dessen Verleugnung durch den Menschen der Quellpunkt der auseinanderbrechenden Ordnungen und der Heimatlosigkeit der Menschen war.

Der Deutsche ist der „Zwischenmensch“, der Mensch zwischen den Polen, der Wanderer oder der Flieger von Nord nach Süd, vom Diesseits zum Jenseits. Doch nie darf er seinen Ausgangspunkt und seinen Pol vergessen: den Norden.

Ernst Bertram faßt in seinem Buch: „Deutsche Gestalten“ im Kapitel: „Über das Nordische“, das Wesen und das Schicksal des Deutschen als Wechsel im Geben und Nehmen des Nordens und des Südens, als Kampf zwischen dem ewigen Cäsar und Luther, zwischen Island und Sizilien. Der Deutsche wird alle Wege der leiblichen Völkerwanderung immer wieder auch geistig gehen, aber er wird weder rein nordisch sein noch mittelmeerisch, er wird immer deutsch sein. Findet der deutsche aber im „Zwischen“, im Spannungsfeld beider Pole nicht den schöpferischen Impuls zum Binden beider Pole im Überfliegen, dann wird er zum Abbildner und Sklave der älteren Mittelmeerraumvorbilder. Vorbilder? Es sind eigentlich Bilder, die zeitlich ein Vorbei oder ein Zurück bedeuten und bezeichnen, wie Burtes Wiltfeber es erkennt: „Aber Vorbilder, hinter uns liegend, sind Hinderungen im Geiste; Vorausbilder müssen wir haben, immer an die Zukunft denken, dann werden wir die „Herren der Welt“ (S. 218). Dabei muß der Deutsche immer polständig bleiben, im Germanischen gründen, sonst ist diese schöpferische Spannung gelöst und er dem Fremden sklavisch unter Selbstaufgabe preisgegeben.

Das Werk:

Burte schrieb seinen Wiltfeber im Sommer 1911. Innerhalb eines weitgespannten Prüfungstages hält er Gericht über Menschen und Dinge seines großen Vaterlandes in seiner engen deutschen Heimat am Oberrhein, als er nach 9 Jahren Wanderschaft durch Deutschlands Städte und Gaue in diesen stillen Heimatwinkel zurückkehrt. Er versucht zu prüfen und zu vergleichen, aber auch zu richten und zu entscheiden, welche Wandlungen seine Heimat in den Jahren seiner Abwesenheit durchgemacht und welche Menschen und Dinge ihre Beständigkeit über die Zeit hinweg erhalten und bewiesen haben. Burte fühlt im Süden, daß der nordische Deutsche auf seinem Völkerwanderungsweg des Geistes zuweit nach Süden abgedrängt ist. Er ruft ihm ein Halt entgegen und zeigt ihm wieder das andere Endziel und den Ausgangspunkt seiner Wanderung: den Norden. Ein Zurück zu dem Boden unter dem Himmel, wo er aufgewachsen und wo seine Heimat ist, ruft er ihm entgegen, denn in der Zwischenzeit hat Wesenfremdes sich in den freien Raum eingeschlichen, die urtümlichen Kräftequellen verschüttet. Denn Wiltfeber hält nicht Gericht nur über seine enge Heimat, er setzt dabei das Teil für das Ganze aus dem Wissen heraus, daß nur der unterscheiden und dann entscheiden kann, der sich bescheidet. „Das Haus gilt für das Dorf; das Dorf gilt für die Heimat; die Heimat für das Reich . . . Denn diese kleine Welt hier ist ein Abbild der großen. (S. 79)."

Um vier Fragen ringt Wiltfeber 1911 und um diese vier Fragen ringt Burte in seinem 1921 erschienenen Gedichtband „Madlee" noch, denn es sind schlechthin die vier Hauptfragen jedes Menschen, die eine Entscheidung fordern: „Ich — Weib — Volk — Gott." In allen vier Fragen sehen wir Burtes Wiltfeber in einer Zwischenstellung . . .

I. Kapitel.

Ich.

Dieses „Ich" zeigt eine deutliche Überbetonung im Wiltfeber. Burte fragt hier immer: wie stehe ich zu den Fragen. Nie fragt er aus einer Gemeinschaft, aus einem Wir heraus, in die er eingespannt, eingebettet wäre. Obwohl der Wiltfeber nicht selbst im „Ich" erzählt, sondern in ihm von dem Menschen Wiltfeber erzählt wird, so spürt man doch die Tarnung des „Ich" im „Er".

Dieses „Ich" nun als gesellschaftlich-geschichtlicher Mensch erscheint völlig losgelöst von allen Bindungen, einsam und isoliert. Es kommt aus der Welt zurück und will heim von dem Asphalt der Städte zur Erde, zur Wurzel, zur Kraft, zur Heimat. Aber nicht bedingungslos. Erst soll noch geprüft werden, ob es überhaupt noch Wert und Zweck hat. Denn obwohl das Ich einsam ist und aus der Isolierung heraus will, zahlt es nicht jeden Preis. Das Opfer, die Aufgabe des selbstherrlichen „Ich" muß dem Gewinn an Wert entsprechen, wenn nicht sogar übertreffen. Als Prüfer, ob es Zweck und Wert hat, setzt sich das Ich selbst ein. So auch Wiltfeber. Sein abwägender Verstand ist die letzte Instanz von der aus entschieden wird. Nicht das Blut spricht das Urteil, der Verstand muß der Stimme des Blutes erst Recht geben. Wiltfeber will sich nicht allein aus dem Glauben an die Kräfte der Gemeinschaft in sie einordnen, er will erst Beweise, sichtbare Zeichen, ob tatsächlich eine Gemeinschaft da ist und ob die Kräfte der Gemeinschaft seine als die eines Einzelnen übersteigen. Wiltfeber will nicht an die Kraft der Gemeinschaft nur glauben, er will sie erst geleistet sehen. Sicher will er gehen, nichts aus dem Glauben heraus wagen, der sich später als irrig erweisen könnte.

Wiltfeber ist Individualist, aber nicht mehr der sichere selbstherrliche. Er ist der Einsame, der an der Einsamkeit leidet, der auf der Flucht aus der Isolierung ist, auf der Suche nach Starkem, Gesundem, Erdgebundenem. Die Freiheit, das Ungebundensein fühlt er schon als einen Mangel. Der Boden, auf dem er steht, schwankt ihm schon unter den Füßen. Und aus dieser Lage heraus findet er die Defekte seiner Zeit, sucht er nach neuem Grund und Halt.

Und dennoch unterscheidet sich der Individualismus eines Wiltfeber von dem seiner Zeit. Er ist Individualist, aber nicht aus eigenem Entschluß und Wollen, nein aus dem Mangel heraus, nicht weil er will, sondern weil er muß,

da die rassische Gemeinschaft nicht besteht, zu der er gehört. Wiltfeber hat sich nicht von der Gemeinschaft gelöst, diese selbst hat sich aufgelöst und dadurch steht er allein. Wiltfeber ist ein Gemeinschaftsmensch ohne Gemeinschaft. Deshalb sucht er nach einer neuen Gemeinschaft, da er den Mangel fühlt. Dieser Auflösungsprozeß der Gemeinschaft, der zu dem neuen sozialen Gebilde der Gesellschaft führte, setzte schon in der Renaissance ein, wo der städtisch-demokratische Gedanke Auftrieb bekam, die Bindungen der Menschen unter sich lockerte, den „ordo" aufweichte, die objektiv gegebene und von jedem als gegeben hinzunehmende „natürliche, göttliche Ordnung". Dieser Gedanke einer natürlichen Ordnung der menschlichen Welt ist uralt. Systematisch durchdacht und formuliert aber erst wurde er in der Scholastik, wo Natur, Naturgesetz und natürliche Vernunft in die großen Systeme miteingebaut wurden als Vorstufen der Gnade in dem universalen Stufenbau der göttlichen Zwecke. Im 16. und 17. Jahrhundert wurde dieses theologische Naturrecht zum rationalen Naturrecht säkularisiert, wie Hans Freyer es in seiner „Einleitung in die Soziologie" ausführt. Durch das Auseinanderfallen des theologischen Systems, in das die naturrechtliche Theorie der weltlichen Einzelbezirke eingeordnet war, wird das naturrechtliche Denken frei. „Die weltliche Vernunft, ehedem eine niedere Stufe der Erkenntnis unterhalb der Offenbarung und ein durch den Sündenfall getrübtes Licht, wird zur Norm der Welt. Die Vernunft wird zum Organ, mit dem der Mensch durch alle bloß tatsächlichen Setzungen hindurchgreifen und das Gefüge der natürlichen Ordnung erkennen kann. Die Vernunft ist aber die Instanz, die einzige auf Erden, die aus dem Chaos der Parteien zur Einigkeit zurückführen kann" (Freyer).

Dieses rationale Naturrecht nun wird die große Bewegerin und Revolutionärin vom 16. Jahrhundert an bis in unsere Tage.

Die Verschiebung von der Gemeinschaft zur Gesellschaft hob an, der Mensch setzte sich allmählich immer selbstbewußter werdend als das Maß aller Dinge. Der Mensch wurde auf sich gestellt, auf sein eigenes Ich zurückverwiesen, von dem aus er nun die Welt selbst ordnen konnte, ohne die gegebene göttliche, natürliche Ordnung unbesehen als gegeben hinzunehmen. Der Mensch wurde frei. Nur hatte diese Freiheit „für" eine Entsprechung, nämlich die Freiheit „von". Das aus der alten Ordnung sich herauslösende Individuum wurde frei von Bindungen und Rangstufen, in die es hineingeboren wurde. Es konnte nun ungebunden von sich aus neu ordnen. Der Mensch stellte sich in den Mittelpunkt und ordnete um sich die Welt. Er wurde der Punkt, um den alles kreiste. Aber dieses Einkreisen wurde auch ein Abkapseln von den anderen. Er schloß sich ab, zog sich auf sich selbst zurück. Um bei diesem Bilde zu bleiben: Eine Begegnung mit den anderen war nur möglich, wo sich die Kreise berührten, und das war an der Peripherie. Es war ein Berühren der Kreise, nicht mehr ein Sichschneiden. Der Mensch als Einzelner war Mittelpunkt, die „Wirfähigkeit" in zentrifugaler Richtung an die Peripherie des „Ichkreises" geschleudert. Die Grundstruktur hatte sich gewandelt. Nichtmehr

war der Mittelpunkt ein übergeordnetes Gemeinsames, um das die Menschen auf der Peripherie angeordnet waren, und dem sie radiell zustrebten und hingeordnet waren. Der gemeinsame große, alle Menschen umfassende Kreis war zerschlagen und alle radiellen Bindungen zerschnitten, die in diesem Kreise wirksam waren. Unzählige kleine Kreise, die sich eifersüchtig und eigensüchtig gegeneinander abschlossen, waren an seine Stelle getreten. Bindungen wie: Sippe, Tradition usw. wurden dadurch gelöst. Wiltfeber ist noch in dieser rationalistischen Vernunftverherrlichung befangen, von dem immer der Überspannung zuneigenden Autonomieanspruch des denkenden Geistes. Auch in ihm zeigt sich das abgekapselte Subjekt in seinem vermeintlich autonomen Eigenbereich. Aus ihm spricht noch das Pathos der Vernunftüberschätzung und des Geistesoptimismus' des 19. Jahrhunderts.

„Arbeite, arbeite! schreien sie, schaffe! Und halten für einen Faulenzer den Mann, welcher eine Welt erschafft in seinem Hirne, eine Welt, allseitig schön und klar in sich" (S. 91). Und dieser Mensch ist Wiltfeber, ein Mann des „reinen Denkens", dem das Reich der Dinge verschlossen ist und der deshalb in das Reich der Worte, der Begriffe floh: „Nun bleibt mir nichts als der reine Geist, welchem Begriffe über den Dingen stehen und die eigentlichen Dinge sind" (S. 144). Ihm entgegen steht der alte Bauer Wittiber, als Vertreter des Realismus des 20. Jahrhunderts, dem der Mensch aus Blut und Boden näher ist als das nur denkende „Ich". Warnend redet er auf Wiltfeber ein: „In Hirngespinsten scheinst du mir verloren gleich jenem Denker, welcher in die Sterne schaute, aber dabei über einen Stein stolperte und fiel. Schau, ich bin mißtrauisch gegen alle Wörter, die keinen Gedanken bezeichnen: was man nicht betasten, nicht begreifen kann, ist eigentlich kein Begriff. Das Auge, das ist die Welt. Auf deine Sinne verlasse dich" (S. 83).

Beide Welten kämpfen in und um Wiltfeber. Er ist Idealist, ein Mensch des „reinen Denkens", in ihm jedoch steigt das Verlangen auf, aus dieser Heimatlosigkeit des reinen Denkens heraus zu einem festen Grund in der Welt zu kommen.

Der alte Wittiber weist ihm den Weg. „Was hilft das Grübeln und Bohren? So kommst du dem Leben nicht bei. Also frisch hinein, greif ihm in die Nase, dem Leben, wie einem Gaul, dann wird es schon nachgeben. Was ist Dichterei? Flucht vor dem Leben! Was sind Gedanken? Träume mit offenen Augen! Wirke etwas Bestimmtes, Festes! Alles wollen, heißt nichts wollen! Ein Bauernhof, das ist eine Welt; diese meistre, so kommst du dem Geheimnis des Seins, Werdens und Vergehens näher als mit dem reinen Denken. Am Anfang war die Tat." Wiltfeber würde sagen: Am Anfang war das Wort.

Wiltfeber auf der schwindelnden Höhe dieser Entwicklung fühlt plötzlich in seiner ungebundenen Freiheit das Fehlen dieser in Jahrhunderten freiwillig aufgegebenen Bindungen, aber nicht mehr als Triumph und Gewinn, nein, wieder als Mangel. Er sieht die Schattenseiten, stellt sie aber lediglich nur heraus, ohne sich selbst von ihnen zu lösen. Er kämpft mit Worten, die Tat

aber folgt nicht, weil ihm ein entsprechendes Gegenbild fehlt, das er an die Stelle des zerbrochenen Götzen setzen könnte. Er ahnt, fühlt, ertastet seine ungefähren Umrisse, sie sind aber noch zu verschwommen um einen Weg zu einer neuen Lebenshaltung und Anschauung zu weisen. Er polemisiert gegen die Mißstände und setzt andere Werte dafür, aber erträumte, die in der konkreten Wirklichkeit nicht so vorhanden sind, wie er sie sich ausmalt. An die wirkliche Neugestaltung, an die wirkliche Umformung geht er nicht heran. Er steht allem passiv gegenüber. Nicht eher will er sich einordnen, bis die Umformung durchgeführt ist. Seine Helden sind passive Helden, die aus einem Mangel heraus leiden, aber nicht etwas erleiden im Kampf um einer neuen Ordnung willen. Die Initiative, die den aktiven von dem passiven Helden unterscheidet, das Wagnis, der Kampf fehlt. Und dieser passive Held ist Ausdruck wiederum für das Ende des 19. Jahrhunderts. Er erduldet und duldet alles um der Ruhe, um des lieben Friedens willen; denn „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht". Er begehrt nicht auf, er kämpft nicht; wenn, dann nur in der Defensive, nicht in der Offensive. Er hält fest, obwohl er größte Qualen erleidet. Der passive Held ist der heroische Bürger, der auf die Verwirklichung seines als richtig erkannten Bildes verzichtet wegen der Ruhe, wegen der Statik. Nicht darf der Mitbürger bedroht sein, er muß sich sicher fühlen. Kampf ist immer Ungewißheit, Unruhe, Bewegung, man kann ihn gewinnen, genau so gut aber auch verlieren. Das Sprichwort sagt schon: Frisch gewagt ist halb gewonnen. Als Ergänzung zu „halb gewonnen" muß man hinzufügen, aber auch halb verloren, also „fifty to fifty". Dem Bürger geht es um den Gewinn, nicht um die Entscheidung, die der Sieger genau so gut wie der Unterlegene erlangt. Der Bürger will nichts entscheiden, er will nur den Gewinn sehen. Der Kämpfer will den Kampf entschieden sehen, er will die Gewißheit als Gewinn, die Lösung. Der Bürger sieht auf den Profit und die sich aus dem Siege ergebende Sicherheit. Hier steht das „Entweder — Oder", gegen das „Leben und Lebenlassen".

Wiltfeber steht zwischen Held und Spießbürger, er schwankt zwischen dem „Trotzdem" und dem „Dann nicht". „Der Held ist ihnen etwas zum Lachen, der Feigling etwas zum Nachahmen; der Faule gilt ihnen als der Ruhige; der echte Schmerz wirkt als Pose . . . doch spiele ich den deutschen Helden, und doch! Trotzdem! Trotzdem!" (S. 390). Wiltfeber will durchstehen, festbleiben, beständig sein, trotz aller Leiden. „Glücklich sein? Nein. das darf uns nicht vorkommen. Ich würde mich schämen, glücklich zu sein. Glücklich ist ein Bauer, ein Arbeiter, vielleicht das Tier: Wir aber leiden, und wir sollen auch leiden, um vollkommen zu werden!" Und doch bricht auch in ihm das Glückseligkeitsverlangen durch. „Ich weiß wohl, daß ein Held ist, wer eine gefährliche Sache mit Kraft zu Ende bringt; aber ein Narr ist, wer sinnlos für eine verlorene Sache sich opfert, sinnlos, g e w i n n l o s". Hier steht auch bei Wiltfeber der Gewinn im Vordergrund. Und als er der blonden Ursula sein Wunschbild zeichnet, Bauer sein, auf eigener Scholle stehen, ein gesundes

Weib und Kinder haben, da verspottet sie ihn: „Wiltfeber, der einst sich schämte glücklich zu sein, er trachtet nach dem Glücke.“ Glück kann man nur nach des Bürgers Anschauung im Frieden genießen.

Wiltfeber kennt dieses Ruhebedürfnis des Bürgers, er bedroht es nicht ernstlich, nur hier und da gibt er einen kleinen Seitenhieb, der den Bürger aus seiner sicheren Ruhelage aufschreckt. Aber nur für einen Augenblick, dann läßt er ihn wieder in „Ruhe“, setzt nicht nach, hält ihn nicht in Bewegung. Er verzichtet, leidet lieber, um des Bürgers Ruhe zu wahren.

Burtes Wiltfeber fehlt nicht nur die Gemeinschaft, die er eigentlich sucht, er stellt sich auch außerhalb der Gesellschaft seiner Zeit, die er verachtet. Wiltfeber lamentiert mit einigen Gleichgesinnten, die, wie er, sich ebenfalls aus der Gesellschaft ausgeschlossen haben, aber dennoch diese Gesellschaft nicht weiter ernstlich in ihrer Ruhe bedrohen. Wiltfeber denkt wohl anders, aber er handelt grundsätzlich noch nicht anders. Darum ist der ganze Roman mehr eine Diskussion, ein Aufeinanderplatzen von Gedanken, nicht ein Aufeinanderprallen von Mächten, von Taten. Es wird im Hintergrund ein aufkommender Kampf zweier Mächte ahnend angedeutet. Aber innerhalb des Romans fällt noch keine Entscheidung. Wiltfeber ahnt das Neue, sehnt sich nach einem neuen Lebensinhalt, in Wirklichkeit aber steht er noch auf dem alten Terrain, auf dem er die ersehnte neue Ordnung nicht durch die Tat, durch Kampf erwirkt und so zur neuen Wirklichkeit macht. Er schwebt zwischen zwei Welten, ohne jedoch sich für eine restlos zu entscheiden.

Bis jetzt wurde gezeigt, wie Wildfeber als Mensch der gesellschaftlich-geschichtlichen Wirklichkeit um die Wende des 19. Jahrhunderts seiner Zeit stark eingelagert und verpflichtet ist, aber noch nicht versucht durch das körper-seelische Bild Wiltfebers zu seinem Rassen-Ich zu kommen.

Das leibhafte Bild Wiltfebers wird rein nordisch von Burte gezeichnet. „Das magere Gesicht, der grade Nacken, die gewaltigen Schultern, die scharf abgesetzten flächigen Brustmuskeln, die dünnen Gelenke, der fehlende Bauch, die schmalen Hüften, hohen Schenkel und eckigen Waden mit schmalen Knöcheln, der federnde, leichte Gang, die scharfen, raschen Bewegungen, die gespannte, gesammelte Haltung“ (S. 111). Auch die Farbe, die bei Burte als Maler Wesentliches über die Person aussagt, zeigt Wiltfeber als einen hellen, lichten, strahlenden Mann: „Und da er lauter weiße Kleider anhatte, erschien er groß und machte Eindruck wie alles Einfarbige“(S. 111). Wiltfeber ist der uns heute gut bekannte vorwiegend nordisch bestimmte Sporttyp. Aber nicht ganz stimmen mit diesem leibhaften Erscheinungsbild die seelischen Merkmale überein. Wiltfeber ist zurückhaltend, zuweilen kühl, maßvoll und mit gestraffter Haltung. Aber nicht immer finden wir ihn so. Oft lockert sich die nordische Strenge, die nordische Distanz. Wiltfeber geht dann aus sich heraus, wird leidenschaftlich, schwungvoll, sprengt die nordische Form, bauscht sie auf und füllt sie mit schwellender Fleischlichkeit. Der Rausch steigt dann auf, das Dionysische und Apollonische liegen im Widerstreit. Wiltfeber hat so ein gutes

Teil dinarisches Blut. Er ist dinarisch-nordisch. Aber er sucht den Norden. „Sei Diamant, nicht Kohle! Sei kalt und doch voll Feuer, aber glühe und qualme nicht“ (S. 149). Dieser Wille zu nordischer Haltung deckt sich mit dem Ausspruch, den Hans F. K. Günther über Hebbel aus dem Munde Otto Ludwigs anführt, von der heißen Kälte, wie der Schnee den Kindern vorkommt. Aber Burtes Bild faßt noch mehr als das Schneebeispiel. Diamant: Klarheit, kalt und kühl und doch voll Feuer und strahlenden Lichts; Kohle dagegen: Dunkel, undurchsichtig, erst wenn in Brand gesteckt immer heller aufglühend, dabei aber qualmend und russend und zu Asche verbrennend. Und aus dieser Rassenmischung heraus erklärt sich das zwiespältige Wesen Wiltfebers, dessen er sich selbst bewußt ist: „Zwischen den Klassen bist du, zwischen den Massen, zwischen den Rassen. Du bist ein Mann aus dem Volke, aber du denkst nicht wie das Volk. Du bist ein Einzelner, ein ‚Für-sich-Mann‘; aber du hängst mit tausend Fäden an der Menge“ (S. 89).

Auch die Freude am Wort, die Günther in „Rasse und Stil“ als Wesensmerkmal des Dinariers herausstellt, ist Burtes Wiltfeber eigen. Günthers Beispiel für diese dinarische Eigenschaft ist Nietzsche mit seinem Reichtum und Glanz der sprachlichen Wendungen, den er der nordischen Sprache gegenüberstellt, die da das Tiefste ausspricht, wo sie schweigt. Und von diesem Nietzsche her kommt Burte mit seiner Sprache, die durchsetzt ist mit alliterierenden, reimenden und antithetischen Wendungen, wie: Klasse, Rasse, Masse; erleuchtet und erleichtert; Geblüt und Gemüt. Wiltfeber ist kein Mann des Schweigens. Er redet, predigt, polemisiert, kritisiert; jede Gelegenheit gibt Anlaß zu reden. Wiltfeber fühlt es selbst: „Denn verdammt! — ein Redner muß ich scheinen diesen Tag lang und schwatzen wie ein Anwalt in meiner Sache“ (S. 94).

Burtes Wiltfeber trägt dinarisch-nordische Züge und strebt zum Norden. Alle Fragen und Beziehungen lassen sich auf die Nord-Süd-Spannung zurückführen, wie es die weiteren Abschnitte zeigen werden.

Mag ein Gegner der Rassenkunde diesen Tatbestand bestreiten mit dem Hinweis, daß es wohl möglich sei einen Rassengegensatz im körperlichen Bild herauszustellen, daß aber jedes Vergleichen der Rassenseele Konstruktion und Mutmaßung wäre, so kann man in etwa durch eine Gegenprobe auf einem anderen Weg zu demselben Resultat kommen. Ich denke hier an Josef Nadler, der von einer soliden Basis aus die augenscheinliche Vielheit der seelischen Artung des deutschen Volkes zu ordnen sucht, indem er sich an klare, durch die Geschichte zu belegende Begebenheiten und Bewegungen innerhalb des deutschen Volkes hält. Die Rassenkunde ist diesem Weg gegenüber im Nachteil, da ihr Zeugnisse aus der dunklen Vorzeit fehlen, die eine seelische Artung unzweideutig beweisen könnten. Dennoch muß es überraschen, daß man auf beiden Wegen zu demselben Resultat gelangt.

Burte ist Alemanne. Nadler stellt ihn in den Elsaß-Breisgau-Kreis. In seinem Buch über „Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes“

sagt er an einer Stelle von dem Amt der Alemannen: „Art, Gefüge, Richtung des alemannischen Geistes zeichnet sich über alle Landschaften und Staaten, die ihn erzogen und die er sich erschuf, gleichförmig ab. Ohne daß wir dieses Rätsel anders erklären könnten als durch einstige Urverwandtschaft mit dem niedersächsischen Stamme, steht die Tatsache fest, daß der Alemanne in seiner keineswegs südlichen, weil gebirgigen und nordwärtsblickenden Heimat dem norddeutschen Bruder in vielen Wesenszügen gleichsieht. Und er hat sich dieses Gedächtnis nordischer Herkunft treuer und schöner bewahrt als jeder der beiden südlichen Nachbarn" (S. 38). Nadler spricht hier von einem nicht zu lösenden Rätsel, von der Gleichheit vieler Wesenszüge der Alemannen mit den Niedersachsen. Der Niedersachse verkörpert bei Nadler den größten Bestand an nordischer Rasse. Er zeichnet auch den Niedersachsen als echten Norden. Nun hat der Alemanne wesensverwandte Züge mit den Niedersachsen. Nadler glaubt die Übereinstimmung auf eine Urverwandtschaft beider zurückführen zu können. So glaubt doch Nadler auch, daß etwas Ursprünglicheres einstmal vorhanden war, als die Stämme, mit denen er arbeitet. Dies Ursprünglichere, diese Urverwandtschaft nun, kann doch nichts anderes sein, als eine gleiche Rasse, die sich später mischte. Bei dieser Mischung jedoch bleiben Wesensmerkmale der Rasse, der Urverwandtschaft auch noch bestehen, mischen sich nur mit anderen, die der unvermischten Ursprungsrasse nicht entsprechen. Unterzieht man sich nun der Mühe, eine einfache Subtraktion vorzunehmen, so daß man die unverfälschten urtümlichen Wesensmerkmale der Niedersachsen, die rein nordisch bestimmt sind, obenan stellt und die alemannischen Wesensmerkmale davon abzieht, also die niedersächsischen, die der Alemanne als nicht gelöste „Rätsel" besitzt, so muß doch als Resultat am Schluß das erscheinen, was beim Alemannen nicht nordisch ist und das er durch eine Mischung mit anderer Rasse erhalten hat. Beim Wiltfeber sind nun diese nichtnordischen Wesenzüge dinarisch bestimmt. Und dies ist nach Nadler auch wieder gut möglich, da er die Alemannen als ein Volk der Mitte bezeichnet, „landschaftlich durch den Rhein mit den Franken, durch die Alpen mit den Baiern verbunden, geistig zu diesem und jenem hinüberspielend". In einer Auseinandersetzung mit Günther macht Nadler diesem zum Vorwurf, daß er die dinarischen Wesenszüge von den Bayern gewonnen habe. Nach Nadler kann man Burtes Wiltfeber nun als niedersächsisch-bayrisch bezeichnen, nach Günther als nordisch-dinarisch. Beide sagen über das Wesen beider dasselbe, nur ihre Bezeichnungen sind verschieden. Der alte Wittiber ist der Dinarier oder der Bayer, der Freiherr von Susenhart der nordische Mensch, und Wiltfeber ist der Alemanne, der zwischen beiden schwankt.

Wiltfeber als Ich im gesellschaftlich-geschichtlichen und im rassischen Raum bezeichnet selbst den Standort, den er in diesen Räumen einnimmt und der in den vorhergehenden Ausführungen umrissen und unterbaut werden sollte: „Du bist ein Für-sich-Mann; aber du hängst mit tausend Fäden an der Menge" und „Zwischen den Rassen bist du".

II. Kapitel.

Ich — Weib.

Das „Zwischen" ist Wiltfebers Schicksal. Am deutlichsten und eindringlichsten kommt dies in Wiltfebers Stellung „zwischen den Frauen" zum Ausdruck. Zwei Frauen kämpfen um ihn, die wieder zwei Rassen verkörpern. Darüber hinaus aber kreist Wiltfeber um das ewige Problem der Geschlechterdifferenzierung und Geschlechtersynthese.

Das körperlich-seelische Bild der beiden Frauen.

Madlee die Bäuerin. „Sie ist eckiger und herber als die Griechin von Melos und überdies schwarz an Auge und Haar, schmal in den Schultern, gewaltig im Becken, langgliedrig, langhalsig, hochbrüstig, muskulös und unfett. Ihre Bewegungen waren voll, wuchtig und wohlig: alles klang und schwang und spielte zusammen. Und als sie die Arme in die Höhe reckte und den Körper den Lüften preisgab, da schien er zu wachsen und Licht auszustrahlen, so duftig blühte er aus dem dunklen Grün heraus. Ein Abkömmling der römischen Leute, welche die Städte und Badeorte da am Oberrhein gebaut haben. Von dieser Art stammt die schwarze Madlee: sie ist kein deutsches Mädchen von sanftem Blick und mildem Sinne". So zeichnen die Maler meistens eine oberdeutsche Bäuerin. Es sind die Merkmale der dinarischen Rasse.

Die andere, die Herrin Ursula: „Als sie solches sprach, erglühte sie, und ihr blondes Haar lohte über der Stirne; die hochgezogenen Brauen waren heller als die Stirnhaut, und zwischen den unergründlichen Augen sprang die große Nase kühn heraus, ihre Flügel schimmerten durchscheinend, und der geöffnete scharfe und bestimmte Mund zeigte speichelnasse, blitzernde Zähne; die feste gerade Kinnlade mit den kantigen Kieferlinien bekundete einen starken Willen. Ihre Ohren von der Sonne durchschienen, erglühten in warmem Rot. Ihr Hals aber war lang und klarmuskelig und ihre Hände trocken und schneeig; sie war nicht kleiner als Madlee, nur etwas schlanker und dünner in den Gelenken. Ursula war ein Weib mit Bewußtsein schön." Hier ist die nordische Rasse gezeichnet mit allen Merkmalen, als wären sie aus einer heutigen Rassekunde entnommen. Aber auch die seelischen Merkmale beider Frauen entsprechen ihrer Rassenzugehörigkeit: „Da ist Madlee die Südwestliche, das Weib aus der Heimat, die Magd mit den schwarzen Haaren, und dort steht

Ursula, Ursch, die Nordöstliche, die Dame aus den Edeln, die Herrin mit blauen, stählernen Augen und weißblonden Haaren. Die eine ganz Natur, ganz Blutspielball, von unbändigen Sinnen und einfachen Geistes; die andere ganz Bewußtsein, vielfältig überlegt, die Ursula, die Ursch, mit dem Wesen einer Schicksalsschwester, geistvoll, sinnenlos, mit forderischen Gedanken. Die eine ganz Schoß, ganz Aphro; die andere ganz Hirn, ganz Pallas, fast jenseits der Geschlechter. Welcher gehöre ich zu?"

Madlee zeigt in ihrem seelischen Verhalten alle die Kennzeichen, die Hans Günther der dinarischen Rasse zuschreibt, wie: rauhe Kraft, Gradheit, Ehrsinn und ausgesprochene Heimatliebe, ein lebhaftes Naturgefühl, mehr Gegenwartbezogenheit als nordischer vorausblickender Unternehmungsgeist, Neigung zum jähen Aufbrausen, im allgemeinen aber von gutmütiger-heiterer, geselliger Veranlagung.

Die Ursula dagegen zurückhaltend, kühl, „ja besonders für das Empfinden nichtnordischer Menschen auch kalt und steif oder „ungemütlich" " (Günther). Allem tritt der Norde objektiv gegenüber, Abstand wahrend, immer bereit, seine Umwelt nach seinem ihm eigentümlichen Stil zu formen. Er bleibt in jedem Dienst sein eigener und freier Herr (L. F. Clauß).

Die Geschlechtspolarität.

Aber nicht nur das körper-seelische Bild zweier Rassen zeichnet Burte hier, sondern er nimmt sie auch als Symbol für das Verhältnis von naturverbundener, sinnlich-lebendiger Seele und unstofflich, naturfreiem Geist, und zeigt in den beiden Frauen die Auffassungen zweier Jahrhunderte über die Geschlechterdifferenzierung und ihre Synthese. Und als Ausfluß dieser Auffassungen wieder zeigt sich die verschiedenartige gesellschaftliche Stellung der Frau in den beiden Jahrhunderten.

Ursula, die Blonde, die Lichte, die Herrin, ist Verneinung der Natur, das apollonisch-geistige Prinzip; Madlee, die Südlichschwarze, die Dunkle, die Bäuerin, ist Verneinung des Geistes, das chtonische Lebensprinzip.

Alfred Bäumler erhellt in seiner Einleitung zu Bachofens: „Der Mythus von Orient und Occident" die Stellung des 18. Jahrhunderts zu dem Problem der Geschlechterdifferenzierung. Der Mensch des 18. Jahrhunderts schlechthin ist der Mann. Die Galanterie des „galanten" Jahrhunderts, das das Weib nur als Geliebte, nicht als Mutter kennt, erweist jedoch dem Weib die Ehre, es zum „Menschen" d. h. zum Mann erheben. Ähnlich ist das ästhetische Ideal der Winkelmann'schen Zeit: „Wo sich der Mensch der Betrachtung des Schönen weiht, da muß er sich von aller Parteilichkeit lossagen, und geschlechtlos allein der Menschheit angehören." (Humboldt). Humboldt glaubt dadurch das „Ideal reiner und geschlechtloser Menschheit" zu gewinnen, daß man „das Charakteristische beider Geschlechter in Gedanken zusammenschmelzt und aus

dem innigsten Bunde der reinen Männlichkeit und der reinen Weiblichkeit die Menschlichkeit bildet". (Über die männliche und weibliche Form 1795). Friedrich Seifert bringt in seiner „Charakterologie" die idealistische Haltung ihrem Kern nach auf die Formel, „daß das übergeschlechtliche Wesen des Menschen (seine „Übernatur") im letzten Grund einseitig mit der männlichen Vernunftpotenz gleichgesetzt wird." „Dem Idealismus bestimmt sich als Ziel der Aufstieg vom naturhaft gegebenen Einzelsein zum Überbiologisch-Geistigen, von der Bedingtheit des Individuums zur Selbständigkeit und Freiheit der Person". Was die Galanterie des 18. Jahrhunderts dem Weib zugestand, gesteht um die Wende des 18. Jahrhunderts die rationale Aufklärung dem Weib als gutes Recht zu. Bei dem Schlachtruf: „Gleichheit", der aber nur in den Salons und auf den Kathedern erklang, nicht auf den Barrikaden, ging es nicht an, den Geist der Frau als minderwertiger oder anderswertig anzusehen. Im Geist wird die Differenzierung durch die Geschlechtlichkeit aufgehoben. Dadurch gebührte der Frau als geistiges Wesen derselbe Platz wie dem Manne. Schleiermacher mit seiner Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen, lieferte zu dieser Auffassung einen wichtigen Beitrag. Die Aufklärung wies dem Weib vom Geist aus die gleiche Rangstufe wie dem Manne zu. Sie versteht dabei die Frau aber nur als gleichwertigen Menschen, das spezifisch Weibliche jedoch, das Reich der Mütter, bleibt ihr dabei verschlossen.

Erst die Romantiker, und allen voran Görres, schauten wieder das Reich der Mütter. Görres wies auf die Geschlechtsdifferenzierung wieder hin, nicht auf den Ausgleich durch Idealisierung, sondern auf die metaphysische Bedeutung des weiblichen Prinzips. Er erschaute des Mannes Liebe als eine produktive, des Weibes Liebe als eine eduktive. Weiter noch erkannte er, daß das Weib dem Manne den Stoff gibt, der Mann aber dem Weibe die Form. Und diesen Gegensatz von Stoff und Form setzte Görres mit Weib und Mann gleich. Bäumler sagt: „Er hatte erkannt, daß die Geschichte nicht eine Folge von „Ideen und Taten", sondern ein lebendiger Zusammenhang eine durch das Blut verbundene Folge von Geschlechtern ist. Er hat die Mutterseite der Geschichte erschaut".

In den Romantikern stieg ein ahnendes Gefühl von der stärkeren Beziehung des Weibes zur Erde, zum Chtonischen hin auf. Aus dieser Situation heraus entstand dann Bachofens „Mutterrecht", das er dem bisher geltenden „Vaterrecht" als ebenbürtig und älter gegenüberstellte. Ein Wandel in der Anschauung war vollzogen, der bis in unsere Tage nachwirkt und sich auswirkt. Es war die Hinwendung zu dem chtonisch-mütterlichen Pol des Lebens, eine Kampfansage gegen die einseitig paternale Geistigkeit der rationalistischen Systeme. Der Mensch war nicht mehr „reines Wesen, abgesondert von allem Geschlechtsunterschied", wie bei Humboldt. Jetzt ist das wirklich existierende „Ich" nur weibliches oder männliches Ich, kein geschlechtsloses „Das", denn der Geschlechtsunterschied . . . „ist ein Mark und Bein durchdringender, all-

gegenwärtiger, unendlicher, nicht da anfangender, dort endender Unterschied. Ich denke, ich empfinde nur als Mann oder Weib". (Feuerbach).

Wiltfeber steht zwischen diesen beiden Frauen, die durch seine Zeit eine gleichartige Förderung erfuhren, aber auch zwischen den beiden Polen der Geschlechtsdifferenzierung. Er muß sich für eine Frau und damit für einen Pol entscheiden, entweder für die reingeistige Ursula oder für die chtonische blutdurchpulste Madles.

Jedoch bleiben bei Wiltfeber beide Frauen Menschen, nicht nur Bilder für beide Prinzipien, und darüber hinaus auch beide Weib. Denn beide werden als „connubium" von Geist und Seele gefaßt, nur die eine, Ursula, mehr Verkörperung des Geistigen, des väterlichen Prinzips, der „autonomen, auf Wissensbewußtheit hinstrebenden Vernunftfähigkeit" (Freyer), Madlee dagegen Vertreterin des mütterlichen Prinzips, der Hingabebereitschaft, des glaubenden Geöffnetseins, die das „Du" vor das „Ich" stellt.

Wiltfeber und Ursula als Vertreter der paternalen Geistigkeit sind sich ihres Standortes voll bewußt.

„Du suchst einen Mann, nicht als Gatten oder Geliebten, sondern als Werkzeug; einen der weiß, was du nicht weißt, der kann, was du nicht kannst, der den Sprung in den Abgrund tut, um deinen Staat zu retten" (S. 204).

Auch Ursula macht aus ihrer Einstellung kein Hehl. Ihr geht es nicht um den Mann als Geschlechtspartner, ihr geht es um den Mann als Gleichgesinnten. Auf Wiltfebers Frage: „Und was hättest du getan, wenn ich ertrunken gefunden worden wäre?" erwidert sie ruhig, ohne sich eine Zehntelsekunde zu besinnen: „Ich hätte getrauert und einen andern Mann gesucht, welcher taugt zu meinem Vorhaben. . . . Wenn du fällst im Kampfe, soll ich mich umbringen? Tut ein Krieger so?" (S. 207). An anderer Stelle: „Unsere Freundschaft ist nicht von jenen, wie man sie in Büchern und auf Bühnen findet; uns zog nicht die Ahnung und der Trieb des Blutes zusammen, sondern nüchterne Rechnung: das schauende, anschauende Bewußtsein" (S. 216).

Wiltfeber jedoch verlangt heraus aus dieser Heimatlosigkeit des reinen Denkens, er will zurück zur Heimat, zum Boden und zur Erde. „Aber sagen will ich dir, daß ich dich, deinen Körper und deinen Geist liebe wie nichts in der Welt, und daß ich mein Blut im Kopfe rauschen höre vor Entzücken und Lust, wenn ich denke, daß du die Mutter zu meinen Kindern werden könntest. Nun dies unabänderlich versagt bleibt, so muß ich dich fliehn, weil ich sonst an deinem strahlenden Wesen zergehe wie ein Schmetterling in der Flamme" (S. 221).

Wiltfeber will zurück zur Erde, zu Madlee, die ihm verfallen ist, seit der Zeit, wo er sie einmal im Rausche genommen. Sie fühlt sich dadurch ihm zugehörig, und wenn er sie von sich stößt, kennt sie nur einen Weg: den freien Tod. Madlee stirbt mit dem Verlust des körperlichen, fleischlichen Mannes; Ursula dagegen stirbt nur mit dem Verlust ihrer Idee, der sie jeden Mann opfert, wenn es der Erreichung des Zieles dienlich ist.

Die Gleichniskraft dieser beiden Frauen ist aber auch von Burte noch ins Religiöse weitergeführt. Ursula teilt mit Wiltfeber die Lehre vom „reinen Krist", die er als eine „Lehre für Männer" nur bezeichnet. Madlee aber ist, obwohl gewissenhafte Kirchengängerin, dem Heidnischen noch hörig. Sie glaubt an die Wunderkraft von bestimmten Kräutern, die man in der Johannisnacht sammelt, an die heidnischen Naturgebräuche ihres Landes. Wiltfeber sagt zu ihr: „Dein Heidenglaube ist mir so achtenswert wie der Kreuzglaube der anderen."

Weiter ist die Kleidung beider Frauen sinnvoll und bedeutsam für ihr Wesen. Burte müßte nicht Maler sein, um die Symbolkraft der Farbe nicht zu kennen. „Madlee" (schon der mundartliche alemannische Vorname soll das unlösliche Verwachsensein seiner Trägerin mit der Heimatscholle versinnbildlichen) ist nicht nur schwarzhaarig und schwarzäugig, sie ist überdies schwarz gekleidet in der Heimattracht ihres Alemanniens. „Auf Madlees straff gescheiteltem Haar saß die schwarze Kappe, eine aus handbreitem Steifstoff gebildete schulterbreite Schleife . . . Der schwarze Rock aus einem Stück mit anliegendem Leibchen . . . Fürtuch . . . durchbrochene Halbhandschuhe. Alles schwarz" (S. 97). Das Dunkel-Nächtige, das Chtonische ist in dieser Kleidung eingefangen.

Ursula als Gegenpol: „Sie war ganz in weiß gekleidet, auf den strohgelben Haaren trug sie einen großen schwarzen Hut mit zwei gewaltigen Straußenfedern. Um den Hals lief ihr eine dreifache rotgelbe Bernsteinkette. Ein hellblauer Sonnenschirm gab ihrem Gesicht Schatten, ihrer Gestalt Hintergrund. Und auf den weißen Schuhen blitzte eine goldene Spange" (S. 133). Ursulas Begleiter sind weiße Windspiele. Sie ist das Licht, der Tag mit seinen gegliederten Formen; denn erst im klaren Licht zeichnen sich die Formen deutlich geschlossen mit festen Umrissen, sie haben Vorder- und Hintergrund. Die Nacht zeigt nur verschwimmende Umrisse, die schwanken, ineinanderfließen, keine klaren festen Linien und damit keine deutlich begrenzten und gegeneinander abgesetzten Formen. Nacht ist keine Scheidung der Formen, darum auch keine Entscheidung zwischen Formen. Erst das Licht läßt die Unterscheidung in Formen zu und damit die Entscheidung.

Wie entscheidet sich Wiltfeber?

Die Nacht bricht herein. Ruhelos und einsam wandern Wiltfeber und Ursula durch das nächtige Dunkel. Aber mit dem dahingeschwundenen Tageslicht scheint auch bei Ursula die Helle ihres bewußten Handelns weggewischt. Gefühl quillt hervor, das Chtonische, das Weibliche in ihr gewinnt Auftrieb. Ein Gewitter zieht herauf und beide flüchten in eine Berghütte. Hier in der engen Einsamkeit, in dem brauenden Dunkel fällt das Letzte an Helligkeit von Ursula ab. Blitze zucken auf. Helle Strahlenbündel durchstoßen das Dunkel. Es ist ein erstickendes Licht, das im wilden Aufbäumen hin und wieder noch

einmal die erdrückende schwarze Woge durchschlägt, in Todesqualen immer schwächer werdend. Und nun in der Hütte: „Der Mann da hielt das Weib umschlungen, und sie stammelte seelig und offenbarte sich, gewillt und bewußt. Wo war der Vorsatz hin, welcher Menschen lenken und fördern, ändern und steigern wollte mittels eines mächtigen Menschen? Wie ein Traum war das Dahinten überwunden, abgetan. Und Ursula sprach nichts mehr . . . Und sie lachten und ließen sich gehen und frevelten in Gedanken und Handlungen. Und taten was Liebende immer taten, und bedachten nicht, daß ihr Fall Sünde ist" (S. 412). Bei Burte ist die Natur, die Landschaft nicht neben der Handlung, unbeteiligt, sie ist nicht nur Kulisse. Es ist Naturgeschehen, ist Widerschein des inneren Erlebens und Lebens seiner Menschen. „Die Drächin lag danieden in den Bettungen der Erde, in Brunst und Geile harrend auf den Drachen am Himmel, damit er feurige Zungenküsse ihr sende und sein warmer Liebesregen ihr den brachen Schoß fülle. Und zwei Menschen tun wie der Himmelsdrachen und die Erdendrächin". Die beiden Menschen werden Natur, sie finden sich in die Rollen zurück, die ihnen von der Natur zugeteilt sind. Es ist jener Realismus, den Görres teilte, als er das Weib mit Stoff und den Mann mit Form gleichsetzte, als er das Weib als gebärende, den Mann aber als zeugende Naturpotenz aufdeckte. Erst hiernach sind beide denkende Menschen. Bei Burte brechen hier am Schluß beide, die sinnenlose, geistvolle, fast den Geschlechtern jenseitige Ursula und der schwankende Wiltfeber ihren gegenseitigen Schwur. Das Chtonische in ihnen ist stärker als der Geist, der Trieb mächtiger als sein bezähmender Wille. Wiltfeber, der sich entscheiden wollte zwischen paternaler Geistigkeit und chtonischer Natur, nimmt die Geistige als Sinnlicher, Pallas wird zur Aphro, Logos zu Bios. Es ist eine Entscheidung zu Gunsten der mütterlichen Naturpotenz, aber es ist keine Entscheidung Wiltfebers, da Ursulas plötzlicher Umfall die Entscheidung Wiltfebers nichtig macht. Sie wurde zur Aphro, dadurch wurde dem Wiltfeber die Entscheidungsmöglichkeit genommen, da es zwischen zwei gleichen, identischen Größen keine Entscheidung gibt, zwischen Aphro und Aphro. Daran vermag auch die Sachlage nichts zu ändern, daß am Schluß eine scheinbare Entscheidung erscheint, als Ursula Wiltfeber daran erinnert, daß er doch Madlee versprochen habe, um Mitternacht bei ihr zu sein. Wiltfeber antwortet verbissen: „Ich bleibe hier bei dir". „Da legte Ursula den Kopf in den Nacken zurück, schloß die Augen und genoß mit halboffenem Munde ihren Sieg." Dies ist Ursulas Umfall. Es siegt nur die Aphro-Ursula über die Aphro-Madlee, nicht Geist über Seele. Die Entscheidung, die hier scheinbar auftaucht, ist ein Trugschluß. Denn Wiltfeber hat sich garnicht entschieden, hier für die geistvolle, sinnenlose Ursula, die sie bis zu diesem Augenblick war. Ursula aber war garnicht mehr Pallas in dem Entscheidungsaugenblick; ihr Umfall zur Aphro hatte die ursprünglich von Burte an Wiltfeber gestellte Entscheidungsfrage illusorisch gemacht und damit hinfällig. Denn Wiltfeber sollte sich ursprünglich zwischen der geschlechtsjenseitigen, ihrer Weiblichkeit ent-

kleideten Ursula und der Inkarnation des typisch Weiblichen, Madlee, entscheiden. Am Schluß aber geht Burte von dieser Fragestellung ab. Die Entscheidungsfrage lautet nicht mehr „Aphro oder Pallas", Weib oder reiner Mensch, sondern die Entscheidung liegt nun zwischen dem Weib Ursula und dem Weib Madlee. Wie Wiltfeber sich nun entscheidet, ob für das Weib Ursula oder das Weib Madlee, es ist für die ursprüngliche Entscheidungsfrage nebensächlich, denn er entscheidet sich jetzt bei beiden immer für das Weib. Siegerin ist immer Aphro.

III. Kapitel.

Volk — Ich — Staat.

Diese Beziehung nimmt im „Wiltfeber" einen großen, kritischen Raum ein. Zwischen Volk und seiner organisatorischen Form Staat hat er sich als betrachtendes, kritisches Ich eingeschaltet. Alle Beziehungen, die sich zwischen Volk und Staat spannen, berührt er: Rasse, Volkstum, Elemente der Staatlichkeit, Typen der Herrschaftsformen, Stand, Klasse, Beruf, Wirtschaft, Kunst.

a) Volk.

Bei Burte hat ein Volk zwei Grundlagen. Die erbbiologische: Körper — Seele — Geist, die in Wechselwirkung mit dem Naturraum sich entwickelt; dazu noch eine geschichtliche: das Schicksal, der Werdegang und Durchgang durch die Geschichte. Die erbbiologische Grundlage, die Rasse ist Ausgangspunkt; die Geschichte hingegen Durch- und Werdegang. Im Wiltfeber steht im Vordergrund die Rasse, aus ihrer Reinheit, oder aus ihrer Vermischung mit anderen entstehen dann die Schicksale des Volkes in der Geschichte. Die natur-bluthafte erbbiologische Rassenbetrachtungsweise stellt fest: aus den und den Erbanlagen der Rassen besteht das Volk; die Geschichte zeigt, so und so wird dies Volk. Dieses Werden eines Volkes erwächst im Wiltfeber nicht unabhängig von den rassischen Grundlagen eines Volkes. Bleiben die Rassen, oder hier vielmehr klarer gesagt, die nordische im Laufe der Geschichte rein, dann gibt es keinen staatlichen und kulturellen Nieder- und Untergang für das deutsche Volk. Denn die stärkste Rasse, die nordische, wird, wenn sie ungeschwächt bleibt, ihr Schicksal im Laufe der Zeiten zwingen. Tritt jedoch ein Verfall, ein Nachlassen dieser besten Rasse ein, so werden die und die Mißstände auftauchen, bedingt durch das Versagen der besten Rasse, die aber nur dadurch versagt, weil sie durch unkontrollierte Vermischung ihre von der Natur ihr anvertraute Herrscherstellung dadurch aufgibt. Die blonde, die nordische Rasse ist schon im Wiltfeber die von der Natur bestellte Herrscherrasse. Der nordische Mensch aus dem Volke, der Völkische, erkennt im „Wiltfeber" die Vorrangstellung des blonden-geistigen Herrschers an und ordnet sich willig unter, weil er weiß und fühlt, daß der blonde Herrscher auch ihn nach bestem Willen und Können vertritt und fördert. Hier klingt im Wiltfeber der ger-

manische Gedanke von Führer und Gefolgschaft auf. Denn innerhalb der blonden, nordischen Rasse wird es unter der Quantität die Qualität in entsprechenden Verhältnissen geben. Dieser Qualität wird die nordische Quantität eben aus ihrer gleichen Erbanlage und ihrem Blut heraus Gefolgschaft leisten, weil das Handeln des Führenden mit den Geführten im Einklang steht. Doch der gleichmacherische Mischling, der sich nicht einfügt und selbst nach der Herrscherstellung trachtet, der den Blonden, den Nordischen haßt als Fremden, sucht die Gegensätze zu vermischen, alles zu nivellieren, um eigenen Auftrieb zu gewinnen. Diese Menschen bezeichnet Wiltfeber nicht als Volk, sondern als Menge, Masse. Es wird immer streng geschieden zwischen Volk und Menge. Volk ist eine Gemeinschaft rassisch gleichbedingter Menschen, Menge dagegen die ununterschiedliche Vermengung von Menschen, eben unter dem großen Sammelbegriff Menschen„ ohne Differenzierung durch Rasse, Stamm, Volk.

Burte steht auf der Seite des Volkes. „Vernichtet die Menge um des Volkes willen.“ „Denn in Wahrheit: verzweifelt ist die Lage unseres Volkes: ringsum ist es belagert und eingeschlossen von der Menge. Und eine verbissene alte Feindschaft ist zwischen Volk und Menge wie zwischen heil und faul. Nun müssen die Winkerflaggen mit dem dreifachen S in die Luft: Sturm steht bevor!“ (S. 87). Hier schaute Burte den heraufkommenden Kampf, der sich zwischen Volk und Menge, zwischen national und international entspann. Burte erkannte aber auch, daß der Bürger selbst an dieser Vermassung des Volkes die Schuld trug, daß ihm selbst das eingeborene Gefühl der Volkszugehörigkeit abhanden gekommen war durch die Gesellschaft. Denn der Bürger als Mitglied der Gesellschaft, jener äußeren Verbindung zwischen isolierten Individuen, deren jedes seine eigenen Zwecke verfolgt und zwischen denen keine innere wesenhafte Bindung besteht, wurde ja immer isolierter und einsamer in dieser Gesellschaft, der die festen traditionsgesättigten Bindungen fehlten. Von hier bis zur Menge, Masse, war nur ein kleiner Schritt, der Ausschluß aus der Bürgerliste. „Deutscher Bürger, du bist ein Zwitter in diesen Dingen“ ruft Wiltfeber zornig aus. Denn immer stand dem Bürger der Eingliederung in das Volk die Rücksichtnahme auf seine gesellschaftliche Stellung im Wege. Unter das Volk gehen war immer ein Sich-Herablassen des Bürgers; Volk etwas eigentlich Minderwertiges, weil Unterstehendes. „Aber in Wiltfebers Gemüt kam zu dem Zorn über den üblen Ausgang seines Gescherzes das peinliche Gefühl seiner gesellschaftlichen Stellung. Er hatte das Volk gesucht und gefunden, das „Volk“, von dem alle reden in der Politik, wie von der „Natur“ in der Kunst; nun kamen die Besitzenden, die Gebildeten daher und entsetzten sich, daß er bei den geringen Leuten in der Riege stand . . . Ich möchte diesen Zeitungsbesitzer hören bei einer Wahl; er wird von Freiheit und Menschenrechten reden, gegen die Edelleute hetzen und die Händler umschmeicheln: Alles für, alles mit, alles durch das Volk! Aber hier am Feste, da schämte er sich für mich, weil ich mit den Kindern des Volkes wettkämpfte.

Deutscher Bürger, du bist ein Zwitter in diesen Dingen!" (S. 129). Der Bürger verwechselte, oder vielmehr verstand unter beidem dasselbe, Volk und Masse eins. Aber wenn es um den Gewinn gegen Edelleute ging, dann kannte er das Volk und stand zu ihm. Aber wenn dieses Volk wieder teilhaben wollte an dem Gewinn, dann war es wieder Masse.

Im Wiltfeber steht das Volk nie in Feindschaft zu den Edelleuten. Es ist nur die Masse der „Gleichmacher". Edelleute und Volk sind eins und stehen zueinander wie Führer und Gefolgschaft, die beide im Einklang ihres Blutes dasselbe Ziel verfolgen. Sie haben dasselbe „Ingefühl". „Denn die Jugend und das Volk haben ein gesundes Ingefühl, eine natürliche Hochachtung vor der körperlichen Kraft. Das Volk will immer noch Helden sehen, und zum König möchte es immer noch den Stärksten, Klügsten, Besten haben. Das Volk hat noch da und dort einen letzten Rest der alten heldischen Art und Gesinnung bewahrt . . ." (S. 131).

Der Freiherr von Susenhart, Wiltfebers Freund, überfeinerter, vergeistigter letzter Sproß eines blonden Herrscheradels, dem nur eines fehlt: Vitalität, sagt an einer Stelle zu Wiltfeber: „Wir sind verloren, Mart, wir Blonden: du weißt, was ich meine, wenn ich „blond" sage. Das begreift mehr in sich als eine Haarfarbe. Wir sind im Blondenviertel, wir in dieser Zeit, genau so, wie die Juden im Judenviertel waren im Mittelalter. Und heute hat es mehr echte Juden im Lande als echte Blonde: die Gelehrten zählen es wissenschaftlich bei den Aushebungen. In Schönheit zu sterben ist alles, was uns übrig bleibt, wie abgenutzt und bühnensprachig der Ausdruck auch klingen mag. Es gibt einen Zustand der gesellschaftlichen Ordnung, welcher bestimmte Menschen vom Anteil am fürsorglichen Leben ausschließt. Früher traf es die Juden; heute und morgen trifft es uns, die Blonden. Mein Geschlecht erlischt mit mir, und das ist gut. Meine Art ist ohne Sinn und ohne Zweck in diesem Lande: also sterbe es aus, so will es die Natur" (S. 107—108). Dies ist die Situation um 1910. Die müde, pessimistische Weltuntergangsstimmung um die Jahrhundertwende. Es ist das Rassenschicksal der Nordischen, das Burte hier mit schmerzlicher Eindringlichkeit trifft. Es ist ein Trauergesang über den Rückgang der Rassentüchtigkeit. Dadurch, daß Burte mit dem Hinsiechen der blonden Rasse das geistige Problem verbindet, deckt er Zusammenhänge schon um 1910 auf, die uns heute erst bewußt geworden sind. Die Blonden sind im Wiltfeber die Vertreter des Geistigen. Aber eine Überspitzung des Geistigen geht immer auf Kosten der Vitalität. Der Freiherr von Susenhart ist kinderlos. Das ist das Schicksal gerade der nordischen Rasse, daß ihre Erbtüchtigkeit, ihre Geburtenziffer eben durch ihre Geistigkeit erschreckend sank. Obwohl nicht allein die Kopfzahl, sondern auch die Qualität entscheidend ist, so ist doch die Tatsache nicht von der Hand zu weisen, daß bei einer größeren Quantität, auch eine größere Möglichkeit von Qualität gegeben ist. Durch die Geburtenbeschränkung, die mit der geistigen Einstellung eng zusammenhängt, wurde eine unterschiedliche Fortpflanzung durch Unterwanderung fremder

Rassen möglich. Dadurch erfuhr die rassische Zusammensetzung des Volkes eine Umschichtung, die nicht nur auf die unteren Schichten beschränkt blieb. Fremde Rassenelemente brechen in die herrschenden Stellungen ein und ändern so Höhe und Form der Kultur. Wenn erst einmal eine Bresche geschlagen war, drängte die größere untergründige Flut anderer Rassen nach, die sich mächtig durch Geburten aufgefüllt hatten. Dieser Vorgang ist an vielen Stellen in der Geschichte zu beobachten. Er hatte immer einen Zusammenbruch großer Kulturreiche zur Folge, von den Assyrern, Ägyptern her über Griechen und Römer bis zu uns. Die Stimmung, die aus dem Freiherrn von Susenhart spricht, war vor kurzer Zeit noch in unseren Tagen die gleiche. Zwei Einstellungen dieser offensichtlichen Tatsache gegenüber konnte man feststellen: einen naiven Optimismus, der mit einem automatischen Wiederanstieg rechnete, wenn sich die Wirtschaftslage bessern würde, und einen heroischen, passiven Pessimismus, der in Spenglers „Untergang des Abendlandes" seinen literarischen Niederschlag erfuhr. Heroischer Pessimist ist auch der Freiherr von Susenhart. Mit müdem Fatalismus stellt er es als ein unabänderliches Schicksal eines jeden Kulturvolkes hin und setzt das Leben, Aufblühen und Vergehen eines Volkes mit den Stadien eines Menschenlebens gleich, wie: Kindheit, Jugend, männliche Blütezeit und greisenhaftes Absinken. Man glaubte, es sei ein Naturgesetz. Biologisch aber ist heute dieses Gesetz als irrig bewiesen. Der Mensch muß sterben, aber nicht ein Volk. Wir brauchen nur auf China zu sehen, das heute wieder als Volk mit Zukunft wegen seines stetigen Anwachsens bezeichnet wird. „Die gelbe Gefahr." Die ganze Geschichte, ihren Lauf und ihre Geschehnisse, ob politisch oder kulturell, sieht Burte hier nur aus dem Gesichtswinkel der Rassenentfaltung und ihrer Mischungstendenzen. „Seit dem Tage, wo der Herrscher, der Grundentstammte, aus der Bodenkraft gewachsene Herr, ein Staatsbeamter wurde, ohne Not, aus Angst — wo er aus den Händen der Gleichmacher seine Krone annahm wie ein Steuererheber das staatliche Schild am Hause, seit jenem Tage habe ich abgeschlossen mit diesem Lande und meinen Grundherrnsitz im ersten Hause leer gelassen. Mit diesem schachernden Hausmeier kann ich nicht gehen, gegen ihn zu gehen stärkt seine Stellung; päpstlicher sein als der Papst ist lächerlich" (S. 108).

Der Herrscher hat hier nach Susenharts Auffassung nichts von der Menge als Geschenk anzunehmen. Er hat seine Macht, seine Rechte, seine Krone nicht von den Gleichmachern; er hat sie durch höheren Auftrag, durch seinen naturhaften-bluthaften Ursprung seines Herrschergeschlechtes, nicht durch der Menge Gnaden, sondern durch Gottes Gnaden. „Im Blute liegt der Adel", das ist die Grundanschauung, von der Susenhart seine Ausführungen ableitet. Ganz deutlich wird die Wertung nach dieser Grundanschauung, als Susenhart den Kanzler seines Landes charakterisiert nach rassischen Gesichtspunkten: „Aber schaue ihn genauer an und schließe auf sein Blut. Im Blute liegt der Adel, im Blute. Und wenn der König ein Mischling ist, so mag sein Reitknecht adliger sein als er, sofern seine Schädelform, seine Haarfarbe, seine Augen-

färbung, seine Glieder und Zähne gutes Blut erweisen. Betrachte ihn so, dann ist der Hausmeier da vierten Ranges. Wie ein Händler sieht er aus, und im Handel besteht seine Staatskunst; es ist ein Marktbetrieb. Langsam, stückweise, schmerzlos und unauffällig verkauft er seinen Herrn an den schleichenden Aufruhr und stößt die Getreuen zurück, wenn sie wehren wollen. Kein Gegensatz, so verkündet er, besteht zwischen Fürstenrecht und Volkesrecht. Und wenn der Fürst sich freiwillig seiner Rechte begibt, wie soll da ein Aufruhr entstehen. Denn der Hausmeier versichert dem Fürsten, daß die Tagelöhner ihren Frieden mit der Krone machen werden, wenn er ihnen die Rechte der Krone abtritt" (S. 232). Im Blute liegt der Adel, nicht durch das Volk bekommt ihn der Herrscher. Nicht mit dem Volke hat der Fürst um seine Rechte zu handeln; er hat aus seinem, ihm durch das Blut gegebenen Vorrecht zu handeln. Susenhart spricht als Dogmatiker des Erbganges. Er will den Dualismus nicht zwischen Fürstenrecht und Volksrecht, die „Konstitution", die gegenseitige Abgrenzung der Rechte und Pflichten, keine Teilung, keinen Vertrag.

Nur hat Burte eines in seine Betrachtung nicht mit einbezogen, das die Rassenforschung unserer Tage immer herausstellt: die nicht immer unbedingt vorhandene Identität zwischen Erscheinungsbild (Phänotypus) und Erbbild (Idiotypus). Das Erscheinungsbild kann wohl Hinweis für die rassische Zugehörigkeit in ihrer Totalität sein, wie die Übereinstimmung zwischen Körper- und Seelenbild; ein untrüglicher Ausweis ist es jedoch nicht, wie Günther ausführt. Im Wiltfeber aber wird das Erscheinungsbild voll und ganz mit dem Erbbild gleichgesetzt, wie der Vergleich zwischen König und Reitknecht zeigt.

b) Staat.

Welche Staatsform Burte haßt, bekämpft, wie er den Staat nicht sehen, haben will, die „Negative Staatsform", das zeichnet er in einem großen Beispiel „Untergang des Behringer Hofes". Hier gibt Burte schon 1911 ein grandioses, seherisch-geschautes Bild von der Scheintheorie des Marxismus, der zur Entstehungszeit des Wiltfeber beträchtlich an Auftrieb gewonnen hatte. Er zeigt hier, wie eine durch die Ratio allein ausgeklügelte Theorie, die auf dem Papier sich fehlerfrei gibt, bei ihrer praktischen Verwirklichung sich jedoch als Truglehre erweist. Der alte Behringer erzählt von dem Leben und Treiben auf seinem Hofe, wie es ursprünglich war. (Die betreffenden Sätze nehme ich aus dem größeren Zusammenhang und reihe sie aneinander). „Ich habe regiert, geschaltet und gewaltet auf dem meinigen, und Knechte und Mägde haben gefolgt, wie es den Völkern geziemt; jeder tat seine Arbeit; und sie war wohl verteilt. Es war mein Stolz, die Leute zu erlesen, und ihnen jeden die Arbeit zuzuweisen, welche seiner Begabung entsprach; denn das ist das A und O des Regierens: die rechten Leute an die rechten Plätze zu stellen. Meine Leute waren alle Soldaten gewesen. Ich hielt den Leuten gut zu mit Essen und Trinken und

zahlte die höchsten Löhne. Mein Eigennutz war ihre Wohlfahrt. Wir waren verbunden wie Führer und Leute im Kriege. Es war ein wahrer Staat, kein wehleidiges Armenhaus. Ein Herr und Meister kann nicht herab von seinem Stand, sonst wird er ein Gespött der Knechte und Tagelöhner, und seinesgleichen nennen ihn mit Recht: Verräter. Wir haben verschiedene Arbeitsgebiete und Aufgaben! Schaue ins Immenhaus, wie ist es dort? Königin, Drohnen, Arbeitsbienen, das muß sein, sonst gedeiht der Staat nicht."

„Wir waren verbunden wie Führer und Leute im Kriege".

Das ist der Kernsatz, nach dem sich bei Burte der Staat formen muß. Von sich sagt der alte Behringer: „Ein Herr und Meister kann nicht herab von seinem Stand, sonst wird er ein Gespött der Knechte und Tagelöhner und seinesgleichen nennen ihn mit Recht: Verräter." „Wir haben verschiedene Arbeitsgebiete und Aufgaben." Es ist das Strukturprinzip der Ständegesellschaft, wo jeder im Gesellschaftsbau seine Funktion hat, die für das Ganze ersichtlich notwendig ist. In diese durchgegliederte Gesellschaftsform wird nun durch den Marxismus eine Bresche geschlagen. Ein Intellektueller aus der Stadt ist der Prophet der neuen Heilslehre. Drei Hauptpunkte enthielt sein Programm: „Es ist kein Gott, es ist kein freier Wille, es gibt kein Eigentum."

„Es ist kein Gott!" „Alle Glaubenslehren sind entstanden aus der Furcht und dem Bangen; Gott ist vom Menschen erschaffen, nicht umgekehrt; Gott ist das Nichts: er besteht sowenig wie der Butzemummel, mit dem man die Kinder schreckt . . . Dies alles ist Lug und Trug, um die Menschen zu schrecken, zu unterwerfen, zu mißbrauchen" (S. 303).

Es ist die mechanistisch-materialistische Weltanschauung, die hier sich ausspricht.

„Es gibt keinen freien Willen im Menschen; sondern der Mensch ist ein Ding unter Dingen, ein Ding voller Dinge, deren jedes ebenso denkt wie er selber oder nicht denkt wie er selber; der Stein, den er wirft, wirft ihn; der Fluß, den er durchschwimmt, schwemmt ihn. Er tut, was er muß, nicht was er will. Er muß und sagt darnach: Ich habe es so gewollt. Und weil ein freier Wille nicht besteht, so kann es kein Gut und Böse, kein Recht und Unrecht, kein Wahr und Falsch geben, sondern alles dieses ist menschliche Meinung, abhängig von den Dingen. Folglich gibt es keine Verbrecher, sondern nur Unglückliche, vielleicht Kranke" (S. 304).

Es ist die zweite Folgerung aus der mechanistisch-materialistischen Weltanschauung, die heute in Sowjet-Rußland vorherrscht. Die Welt ist gesetzmäßig wie eine Maschine konstruiert, Rad greift ins Rad. Wir Menschen sind diesen Gesetzen ebenfalls unterworfen. Wir können sie nicht überwinden. In dieser Welt der Gesetze, die wir noch nicht alle kennen, aber die wir dereinst kennen werden, hat die Freiheit des Willens keinen Sinn mehr. Gegen die Naturgesetze können wir nicht an. Da wir keinen freien Willen haben, fällt auch die Frage der freien sittlichen Entscheidung fort.

„Es gibt kein Eigentum, sondern Alles gehört Allen! . . . Gestohlen hat der Behringer seinen Hof, gestohlen von den andern. Denn es gab eine Zeit, da war Alles Allen und verliehen in gleichen Losen . . . Ihr gebt dem Lande mit Euren Händen den Wert; aber ihr habt keinen Teil am Lande. Aber doch redet man euch vom Vaterlande! Was ist das? Habt ihr Land? Habt ihr eures Vaters Land? . . . Man sagt euch, daß die Menschen im Westen eure Feinde sind. O nein! Vielmehr steht der Feind im eigenen Lande, es sind die Besitzenden. Jeder Knecht auf dem ganzen Erdball ist jedem von euch ein Freund, ein Genosse des Leides und der Hoffnung" (S. 305—306). „Jeder Herr auf Erden ist jedem von euch ein Feind" (S. 306).

Proudhons berühmter Satz ist hier zusammengekoppelt mit dem Ruf der dritten Internationale und dem Ziel, das Marx aufstellte: „Expropriation der Expropriateure."

Behringer kann gegen die Einwände seiner Knechte nicht an: „Denn ich konnte sie nicht widerlegen, also hielt ich sie für unwiderleglich." Nun zeichnet Burte die Einführung des marxistischen Sozialismus' auf Behringers Hof. Nach Rousseau's fiktivem „contrat sociale" wird erst ein Vertrag zwischen allen abgeschlossen, ihre Rechte darin festgelegt mit den Hauptpunkten: „Teilung der Macht", damit Teilung der Befehls- und Herrschergewalt; bei Entscheidungen ist die Mehrheit ausschlaggebend; gleiches Stimmrecht für alle. Als Verwalter holt man den städtischen Intellektuellen Sailer, der den Knechten und Mägden den Marxismus eingeredet hatte. Nun schaltet und waltet jeder wie er will, kein einheitlicher Plan, nach dem vorgegangen wird, nur ein jeder darauf bedacht, sich möglichst schnell die eigenen Taschen zu füllen. Die alten kunstvollen Möbeln und Geräte werden verkauft. Sailer hat hierfür seine Hintermänner, die die Möbel für einen Spottpreis aufkaufen. Sailer selbst erhält dafür Schmiergelder. Gearbeitet wird kaum oder garnicht. Maschinen werden angeschafft, neue Arbeitskräfte eingestellt, die aber nicht als Gleiche mit gleichen Rechten angenommen werden. Sie sind Knechte ohne Rechte. Das Geld zerrinnt. Sailers letzte Rettung ist eine Anleihe. Aber auch dieses Geld verfliegt nach kurzer Zeit und Sailer nimmt seine Zuflucht zu einer zweiten Anleihe. Der Bankier als Geldgeber erscheint, wäscht den Menschen dieses Hofes gehörig den Kopf wegen der Luderwirtschaft. Wenn er die zweite Anleihe gibt, so fordert der Bankier, soll der Hof in seinen Besitz übergehen, die Knechte bei ihm wieder Knechte werden; einen neuen Herrn werden sie haben, zu dem kein persönliches Verhältnis besteht, wie früher zu Behringer. Sailers Rolle ist ausgespielt. Die Knechte bitten Behringer, dieses marxistische Intermezzo als ungeschehen zu betrachten, und den Hof in der alten Form und im alten Geist weiter zu führen. Aber sie alle werden der Entscheidung ledig; denn in derselben Nacht steckt Sailer den Hof in Brand und verbrennt mit ihm selbst.

Als falschen Propheten dieser Unheilslehre bezeichnet Wiltfeber Rousseau: „Der Selbstbeflecker von Genf hat es verschuldet: das ist der faule

Apfel, welcher die ganze Hürde krank machte“ (S. 21). Und in der Tat: Rousseau ist einer der Väter des heutigen Marxismus. Denn dieser gründet sich auf Rousseaus Anschauung von dem von Natur aus guten Menschen, den nur die Gesellschaft verdirbt. Und diesem von Natur aus guten Menschen muß man wieder die Möglichkeit geben sich aus sich selbst und in eigentümlicher Weise zu entwickeln, also aus seiner guten Naturanlage heraus. Der Staat aber hindert den Menschen daran, also muß er zerschlagen werden, damit das ursprünglich Gute in ihm hervorbrechen kann. Es wird dann ein friedliches Zusammenleben der Menschen ohne Zwang geben, da der Mensch ein geselliges Wesen ist.

Burte geht von Rousseaus aufklärerischer Staatsidee aus, in der jener auf die Freiheit und Gleichheit aller Menschen fußend, die volle Souveränität des Volkes in dem durch einen Gesellschaftsvertrag sich konstituierenden Staat fordert. Und nach dieser Staatstheorie erschaut er das Wirklichkeitsbild schon vor 25 Jahren, das wir erst ein Jahrzehnt später in Wirklichkeit und in seinem Wirken erlebten und sahen. Diesem Staatssystem stellt Burte das ständisch aufgebaute gegenüber, wie es der alte Behringer verkörpert. Für Behringer ist der Staat nicht ein zu überwindender, unsittlicher Zustand, sondern eine notwendige Lebensform, eine überpersönliche Ordnung, der jeder eingegliedert und unterstellt ist.

Im Wiltfeber begegnen sich die bolschewistische und die preußische Staatsauffassung. Die bolschewistische glaubt, daß die Menschen durch Erziehung und Gewöhnung zu einem geordneten Gemeinschaftsleben geführt werden können, wozu es keines staatlichen Haltes bedürfe. Die preußische Auffassung vom Staat jedoch fordert diesen als Halt und überpersönliche Ordnung, weil ohne diesen sich kein sittliches Leben halten könne.

Burtes Weg führt von der westlerisch-aufklärerischen Staatsidee, aus der sich der Bolschewismus weiter aufbaut, zu der nordisch preußischen Staatsauffassung, der ständischen Ordnung, mit der soldatischen Unter- und Einordnung zu Führer und Gefolgschaft. Denn der Mensch bedarf des „gewaltigen nachgeborenen Bruders der Schranke“, des „Befehls“, weil „alle und jede wahre Förderung der Menschheit kommt aus Befehlen, welche in Fleisch und Blut übergingen. Das waren die großen Führer und Helden der Menschheit, welche aus den kopflosen Reihen aufsprangen und die Leute mit sich rissen nach vorn gegen den Feind, das dunkle, schwere, wirre Chaos, den Wust! Könige und Priester, Dichter und Denker, Feldherren und Bauherren, Männer, welche den Willen zum Zwang hatten, jenen Mut, welcher überwindet!“ . . . (S. 337). Burtes Ziel ist: „Die Geistigen müssen herrschen, und das Volk muß gehorchen! Das ist das Ziel, zu welchem noch kein Weg ist. Aber das vergiß nie, Ursch: Der König gehört zum Volk, nicht zu den Geistigen.“ Das ist Burtes Ziel, von dem er aber bekennt, daß zu ihm noch kein Weg ist. (S. 217). Wiltfeber steht zwischen dem zerbrechenden Alten und dem werdenden Neuen.

c) Staat — Ich — Kunst.

Daß diese Spannung besonders stark in Wiltfeber auftritt, ist bei Burtes starker, künstlerischer Artung nicht besonders verwunderlich, da er ja nicht nur Dichter, sondern ursprünglich von Haus aus Maler ist. So hat sich Wiltfeber an verschiedenen Stellen mit der bildenden Kunst, mit der Malerei und bildenden Kunst auseinanderzusetzen. Von der Dichtung und der Musik seiner Zeit klingt nichts auf. Bei Wiltfeber ist Kunst Ausdruck rassischen Geistesaristokratismus', eine Angelegenheit der „Edeln"; solange diese herrschten, hat es nach Burtes Auffassung große Stile und Kunstepochen gegeben. Aber erst als die Masse, die Menge losbrach, schwanden auch diese Grundfesten der Kunst. Das Hauptproblem, um welches sich Wiltfeber leidenschaftlich abmüht, ist das bekannte Nebeneinander von öffentlicher und privater Kunstpflege. Er kennt keine höhere Einheit zwischen Staat und Kunst, die wir beide heute als Schöpfungsakt aus gleichem Boden erkannt haben, aus dem „Volkstum". Hierunter soll aber nicht der heute verwaschene Begriff von „Volkstümlichkeit" verstanden werden, der heute fast nichts anderes mehr bedeutet wie „populär", vergröberte, nivellierende Angleichung an die Bedürfnisse und den Geschmack einer anspruchslosen, richtungslosen Masse. Unter „Volkstümlich" soll hier der einem Volke eigentümliche und artgemäße seelische und geistige Rasseausdruck verstanden sein, den ein jedes echtes Kunstwerk tragen muß. Wiltfeber geht besonders stark gegen den ökonomisch-merkantilistischen Zug in der Kunst seiner Zeit an, welcher die Kunst zur Ware stempelte und den „Kunstmarkt" erfand. „Der Selbstbeflecker von Genf hat aus seinem unreinen Mund den Pesthauch in die Welt geschnauft, an dem sie siechten und eingingen, als er schrie: Zurück zur Natur. Da brach der Haufe los und erschlug die Edeln! Und mit den Edeln wurde die Kunst erschlagen. Denn die Edeln hielten die Kunst, die göttliche Dirne. Und die Edeln gaben Aufträge und Stil! Und als sie ausgerottet wurden, da verlor die Kunst ihre Heimat. Diese Kunst, die Schwester der bildenden Künste. Und sie mußte betteln gehen beim Staat, bei den Ankömmlingen, bei den Städten, bei den Öffentlichen. Aber der Staat hat den Geist eines fettherzigen Feldwebels, die Städte sind keifende Marktweiber, die Ankömmlinge sind fremden Blutes. Da wurde sie nie heimisch; man wollte sie als Magd, als Anreißerin, als Öffentliche; nirgends als Geliebte. Ja, als der Pöbel die Schlösser stürmte, da sank die Werkstatt mit in den Schutt. Und als man den Edeln die Köpfe abschnitt, traf man nebenbei die Kunst in die Schlagader. Da verblutete sie und floh aus dem Leben. Und fand seitdem keinen Stil mehr. Wie stark und lebendig waren die fränkischen Königstile, wenn ihre Strahlungen bis auf den Gottesacker von Greifenweiler reichten und lieblich und strenge das Metall formten zu Gebilden, deren Maß und Art noch heute mich entzücken kann, mich den Sohn des gipsernen Jahrhunderts! Erloschen ist die Gesinnung, verloren das eingeborene Fühlen, vernichtet die Überlieferung, verrenkt die Achsen, ver-

worfen die Schichten, verbastert die Art: sie sanken zurück in die bequeme Barbarei, da ist freilich Natur, die Götzin niederer Geister. Es wird geboren, immer, überall, unaufhörlich; aber was wird geschaffen?" (S. 20—21).

Es ist die soziologische Seite der Kunst, die Burte hier besonders beleuchtet. Wieder ist Rousseau bei ihm der Urheber des Chaos hier in der Kunst, und weiter: die Aufklärung, den Rationalismus, den Liberalismus, die im 20. Jahrhundert sich auf wirtschaftlichem Gebiet unbeschränkt durchsetzen und dann alles andere in ihre Geisteshaltung aufsaugten, sie macht er verantwortlich für die Mißstände in der bildenden Kunst.

Die Verbürgerlichung der Kunst will Burte hier aufzeigen, ihre öffentliche Pflege, zu der sie in den aufblühenden Städten und später im Staat kam. Im Mittelalter bestand eine öffentliche Kunstpflege nicht. Die Kirche stellte der Kunst die Aufgaben, die die Zünfte mit ihren Meistern in der Werkstatt nun zu lösen hatten. Die Werkstätten, in denen die großen Dome entworfen, geplant wurden, waren keine „öffentlichen Regiebetriebe", ihre großen Meister, deren Namen wir heute kaum kennen, hatten keine Kunstakademien besucht. Sie waren als Handwerker in die Lehre gegangen, in der Werkstatt groß geworden, hatten dort ihr Handwerk gründlich erlernt. Nach der Kirchenspaltung, beim Aufkommen der absoluten Monarchie, ging dann die Pflege der bildenden Künste an die Höfe über. Die beiden Pole waren nun „Hof und freier Künstler" und nicht mehr „Zunft und Kirche". Durch das Erstarken der Städte und das Heranwachsen einer „bürgerlichen Bildungsschicht", die durch Handel und den damit verbundenen Geldverkehr zum Wohlstand gekommen war, nahmen sich die Bürger dieser Schicht ebenfalls aus ästhetischen Momenten der Kunst an. Die Verbürgerlichung der Kunst hob damit an. Darüber hinaus wetteiferten die Städte mit einer großen bürgerlichen Bildungsschicht mit den Fürstenhöfen um den Ehrentitel des größten Mäcen. Theater, Museen, Akademien wurden gegründet. Mit der somit öffentlich gewordenen Kunstpflege entstand der freie Auftrag, der freie Wettbewerb; Ausstellungen fanden statt, der Kunsthandel entwickelte sich und zuguterletzt trat der private Geschäftsunternehmer auf, der sich zum Industriellen entwickelt, der dem Künstler bestimmte Aufträge erteilte, bei dem aber in erster Linie nicht mehr die Kunst im Vordergrund stand, sondern das Geschäft mit der Kunst, die Nachfrage auf dem Kunstmarkt. Hierdurch gelangte die Kunst in das Kielwasser der bürgerlichen, liberalen Wirtschaft und unterwarf sich seinem Grundsatz: Angebot und Nachfrage. Der Künstler muß für die Befriedigung des auf dem Kunstmarkt herrschenden Interesses, d. h., für eine bestimmte Art und Richtung schaffen. Seinem eigenen inneren Auftrag nach zu schaffen ist nicht mehr ratsam, wenn der Künstler leben will. Das Geschäft überwuchert die Kunst, das Geschäft bestimmt die Kunst. Die Kunst als Ware ist nun auf dem Kunstmarkt allen Unarten eines Geschäftes unterworfen, die eben der Spekulant hineinträgt, wie auch die künstliche Konjunktur. Die unmittelbare Bindung von Auftraggeber und Künstler ist gelöst. Die

anonyme Masse des kaufenden Publikums tritt an die Stelle des ästhetisch-gebildeten Bürgertums; der isolierte, der Marktdiktatur unterworfene Künstler tritt an die Stelle des freien, und dennoch mit einem persönlich bekannten Interessenkreises verbundenen Künstlers. Die Kunst ist zum „Beruf" geworden. Der berufene Künstler jedoch ist nicht mehr so stark gefragt, sondern der durchschnittliche Künstler, der sich als Spezialist für ein bestimmtes Sujet herausbildet, das besonders marktgängig ist.

Wilfeber weiß um dieses Schicksal der Kunst. Einen solchen „Nurmaler", der sich nach der geltenden Mode und Konjunktur auf dem Markte richtet, zeichnet er so: „Das ist der Nurmaler, der Mann mit dem Pinscher. Er ist oberster Anwärter auf die Liebkindlesstelle am Busen des Fürsten, und die hohen Schulen haben ihn vorgemerkt für die Liste ihrer Doktorhüte aus Gründen der Ehre. Schon mit neunzehn Jahren malte er ein Pärchen Frankfurter Würstchen auf einem weißen Teller vor einer grauen Wand mit überwältigendem seelischen Ausdruck. Seine Entwicklung ging vom Strichlanstrichl-Stil über die Fleckanfleckl-Weise zur Duppandupp-Manier, er strebt den Fetzen-an-Fetzen- und Schlenzer-an-Schlenzer-Stil an: von nahem sieht man nichts und von weitem möchte man näher treten" (S. 239). Die Technik steht im Vordergrund, der Inhalt, das zu Gestaltende ist Nebensache, von untergeordneter Bedeutung. Die Technik, das Mittel, wird zum Selbstzweck gemacht. Durch die verblüffende Technik, durch das Äußerliche allein versucht man über den Mangel eines tieferen Gehaltes hinwegzutäuschen, über die eigene innere Hohlheit und Leere. Es ist der Virtuose. Hier zeigt sich der Zwiespalt zwischen Erfolgs- und Leistungsmenschen. Im Vordergrund steht nicht die Leistung, sondern die Fähigkeit Eindruck zu machen.

Auch von der öffentlichen Pflege der Kunst vom Staate aus, verspricht sich Wiltfeber nicht viel: „Das beamtete, versorgte, festbesoldete Volk verdirbt Wissenschaft, Kunst, Glauben, alles Geistige; in allem was sie denken, steckt das Amt, färbt und filzt und bricht die Kanten" (S. 231). „Die Kunst hängt nicht am Staate und wird sich ereignen zu allen Zeiten." Wiltfeber weiß, daß durch Übernahme der Kunst in die Obhut des Staates, das Kunsturteil damit in die Hände von Beamten gelangt, die nun entscheiden, was echte Kunst ist. Daß hierbei leicht der bekannte Bürokratismus sich miteinschleichen kann, ist nicht von der Hand zu weisen, ebenso nicht, daß sich leicht Kompetenzstreitigkeiten aus Prestigegründen zwischen den zum Kunstrichteramt Bestellten entwickeln können. Wiltfeber vertritt den l'art pour l'art-Standpunkt und will so allen beamteten Kunstrichtern und parteiisch und geschäftlich gefärbten Kunstkritikern entgehen.

Das Kunstgewerbe hat es Wiltfeber besonders angetan. Verstehen kann man diese besondere Betonung nur aus der geschichtlichen Situation zur Zeit der Niederschrift des Buches. Der Begriff „Kunstgewerbe" tauchte 1892 in Belgien zum erstenmal auf. Diese neue Bewegung stieß auf leidenschaftlichen Widerspruch, der harte Kämpfe auslöste, wie sie 1897 bei der Ausstellung in

Dresden offensichtlich wurden, als neben den Sälen für Malerei und Skulptur eine besondere Raumabteilung für das Kunstgewerbe trat. «L'art nouveau» forderte theoretisch ein „Los von den alten Bau — und Schmuckformen." Man suchte krampfhaft nach einem neuen Stil in dem naiven Optimismus: „Wer sucht, der findet". Nur verwechselte man dabei den Versuch, das Experiment, mit der organisch wachsenden Kunst. Diese Bewegung trug anfänglich viel dazu bei, daß das Volk in Kunstfragen noch kopfscheuer und ängstlicher wurde, als es schon war. Es fand sich schließlich nicht mehr zurecht zwischen „Gebrauchskunst", „angewandter Kunst", „Kunstgewerbe" und „Kunstindustrie". Bei dieser Vielfalt von sinnverwirrenden Namen für eine neue Bewegung, verflüchtete sich der Begriff „Kunst", er wurde banalisiert; denn welchen Unterschied konnte der Mensch der Zeit noch feststellen, zwischen „Kunsthonig" und „Kunstindustrie".

Bei diesem neuen Trennungs- und Aufspaltungsprozeß war die Maschine stark beteiligt. Wurde erst durch den Kapitalismus, durch den Kunstmarkt die Verbindung zwischen freiem Künstler und Interessent gelöst und in kunstmarkthörige und kaufendes Publikum umgewandelt, so trennte die Maschine den handwerklichen Künstler von seinem Handwerk, der nur noch theoretisch als Entwerfer sein „Objekt" auf dem Papier zu planen brauchte; die praktische Ausführung besorgte ein anderer, zu guterletzt die Maschine. Was bei der mittelalterlichen Zunft noch eins war, Werkstatt und Meister, wird durch die Maschine in Kunstgewerbler und Fabrikant zerlegt und aufgelöst. Diesen ganzen Fragenkomplex streift Burte wie folgt:

„Und den nächsten, den kenne ich, ha, und wie: das ist der Veredler des Gewerbes. Er hat ein Buch über die Flechtarbeiten der Südseeleute geschrieben und ist ein Fachmann in der Kenntnis der Erzgießereien des Ofens. Eine Verschmelzung des baadischen Biedermeiersinns mit der ursprünglichen Einfalt des Südseeinsulaners ist sein künstlerisches Ziel. Könnte er nur seine Handwerkerschule zur Gewerbehochschule umtaufen, was würde ihm fehlen? Er sammelt Gewebe aus Palermo, Spitzen aus den Vierlanden, Vertäferungen aus Tirol und Öfen von Villingen: eine Summe, größer als die Jahresgehälter einiger hundert braver Bahnwärter wird da in Kunstgewerbe angelegt. Wozu? Weiß das irgend jemand? Unreife Schüler tragen seinen Ruhm ins Land als den eines Bahnbrechers für einen neuen Stil, ausgehend vom Kleiderhaken. Denn während in Zeitungen und in Monatsschriften, in Kammern und Hausmeiereien, auf Bierbänken und an grünen Tischen von der Blüte des Gewerbes geschwärmt wird, hören die Töpfer im Lande auf, einer nach dem andern; die Weber sind schon ganz ausgestorben, und was die Schmiede nicht mehr können, das zeigt jeder Friedhof, jeder Zaun und jeglich Tor aus alter Zeit. Die Zinngießer sind Händler, und die Schreiner sind Händler, armselige Flicker die Schuhmacher. Die Glasmaler sind Nachahmer, und Teppichweber können nicht bestehen; die Maler sind Anstreicher und Ankleber bedruckter Papiere, und nur diejenigen Handwerker leisten anständige Arbeit, welche nicht

verschult und nicht verzeichnert sind. Schließt die Schulen, dann wachsen Werkstätten! Jagt die Kunstgewerbler davon, die Kunstverderbler, dann gedeihen die Handwerker! Verbrennt die Vorlagen, dann blüht die Erfindung!" (S. 229—230).

Hier findet Burte die härtesten und bittersten Worte, die von einem impulsiven und leidenschaftlichen Miterleben zeugen. „Schließt die Schulen, dann wachsen Werkstätten." Die Praxis soll wieder an die Stelle der Theorie treten. „Jagt die Kunstgewerbler davon, die Kunstverderbler, dann gedeihen die Handwerker!" Burte will wieder die Einheit zwischen Entwerfer und Hersteller. Beim Anblick alter, schmiedeeiserner Grabkreuze spricht er davon: „Was soll nun mit euch geschehen? Sollt ihr eine Sammlung zieren, damit man Zettel auf euch klebe? Damit einer von den Schubfachleuten ein Buch über euch zusammenzettle, euch nummere, benamse und sich einen „Namen" mache? Sollen die entfesselten Naturburschen, die Kunstgewerbler, kommen und euch notzüchtigen, bis unter Schande und Qualen die Nachahmung von einer zwittrigen, zwickigen Totgeburt entbunden wird? Der Mann welcher euch machte, war zuerst kein Schüler, sondern ein Lehrling; er lernte nicht zeichnen, sondern schmieden; er machte es nicht von vornherein anders und gegenteils wie sein Meister, sondern geradeso wie dieser; und weil er das Handwerk konnte wie er atmete, schlief, aß und trank, ohne Mühe und schwächende Überlegung, so kam die Kunst zu ihm und saß ihm auf den ledernen Schurz in seinen Schoß; er konnte was er wollte und konnte was sie wollte; ihr Kuß weckte seine schlummernde Seele, und sein Werk wurde ihm zur Lust, und seine Gebilde wurden ihm lieb und waren ein Stück seines Selbst: und so geschah es, daß es Kunstwerke wurden und bleiben und Meisterstücke sind, wertvoll und preiswürdig, wie Gedichte, Bilder und Tonsätze" (S. 19).

Burtes Kunstanschauung ist stark in den idealistischen Bereichen verhaftet. Es finden sich Parallelen zu W. von Humbolt. So bei dem Bild von der Entdeckung des Weibes: „Es war ein Gottesdienst gewesen, eine wortlose Anbetung des Gottgeschöpfes, des Weibes, ohne ein Verlangen nach seiner irdischen Bestimmung" (S. 26). Das schöne Weib, angeschaut als göttlich geschaffenes Kunstwerk, ohne den Gedanken an seine geschlechtliche Differenzierung, ohne Angesprochensein durch den Sexus. Humboldt forderte: „Wo sich der Mensch der Betrachtung des Schönen weiht, da muß er sich von aller Parteilichkeit lossagen, und geschlechtslos allein der Menschheit angehören" (Ges. Schriften I. 359).

Wiltfeber faßt als den Grundsinn aller Kunst: „Frei von aller Richtung und Absicht, Welt und Menschen darzustellen und nie und nimmer Partei zu nehmen" (S. 227).

Burte verficht den Gedanken der Ausdruckskunst: „Echte Kunst beginnt jenseits des Zweckes! Kunst, das ist Lebensausdruck!" (S. 230). Aber auch diese Ausdruckskunst ist idealistisch bestimmt. Bei ihm ist der Ausdruck

nicht identisch mit der Herausstellung des Charakteristischen; bei ihm ist Ausdruck immer noch wie im Idealismus, Spiegelung des Vollkommenen. Bei ihm muß der bloße Ausdruck „in die Schönheit überfließen" (W. v. Humboldt). Die Kunst darf nicht nur Naturausdruck, Darstellung der Natur sein, denn Natur ist „die Götzin niederer Geister". „Es wird geboren, immer, überall, unaufhörlich; aber was wird geschaffen?" (S. 21). Der schaffende Künstler braucht dreierlei: „einen Grund, einen Kreis, ein gesichtetes Hirnbild!" (S. 348). Nach diesem gesichteten Hirnbild muß der Künstler schaffen, nicht bloß die Natur darstellen. Der Mensch, auch der künstlerische Mensch, muß Bezwinger der Natur sein, sie beherrschen und vermenschlichen. „Hier hatte der Mensch die Natur bezwungen, beherrscht, überwunden, vermenschlicht, entzufallt" (S. 16). Und nur so entsteht „Schönheit". Nicht das Charakteristische ist Aufgabe der Kunst bei Burte; denn vom Standpunkt des Charakteristischen ist auch die Darstellung des Häßlichen der des Schönen ebenbürtig. "Das Schöne ist verworfen, weil es schön ist, und das Häßliche ist Meister geworden, weil es häufig ist" (S. 19).

Dreierlei muß ja der Künstler haben nach Burte: Einen Grund, auf dem er steht, und in dem er wurzelt, das ist die Rasse, und das in der Rasse liegende Formungsgesetz; einen Kreis, das ist die soziologische Einbettung des Künstlers, die rassische Gemeinschaft Gleichgesinnter und Gleichfühlender; und ein gesichtetes Hirnbild, das ist bei Burte die idealistische Denkhaltung.

IV. Kapitel.

Ich — Gott.

Als Überschrift für Wiltfebers Streben, das immer nur ein mehr gefühlsbestimmtes Streben bleibt, ohne zu einer klaren, gültigen Aussage zu kommen, nach dem „reinen Krist", könnte man seine Worte setzen: „Dein Heidenglaube ist mir so achtenswert wie der Kreuzglaube der andern; und hat nicht der Heiland gesprochen: Bewahret das Fleisch, auf daß ihr des Geistes teilhaftig werdet". Denn Wiltfeber sucht nicht den Gott der Israeliten, er sucht aber auch nicht die Götter der alten Germanen, er sucht einen neuen Gott, „den Übergott, welcher verschlinget alle Götter, wie die Schlange des Zehngebotemannes vertilgte die andern Schlangen. Er ist wahrhaftiger Mensch und wahrhaftiger Gott, er ist: Der Reine Krist. Sehet das ist Wiltfebers Lehre" (S. 86.) Er will nicht den Katholizismus, er will auch nicht den Protestantismus, er will aus beiden auswählen, er will scheiden, reinigen, beides auf eine Formel bringen, einen Übergott, einen gereinigten Gott, den reinen Krist.

An einer Stelle fragt Wiltfeber: „Wo ist Gott? In der Welt, da ist Ding an Ding, und die Summe das ist der Raum. Die Dinge bewegen sich, und die Bewegung der Dinge, das ist die Zeit. Aber Gott, wo ist Gott? Gott ist das Nichts. Und das Wort Gott, das ist die große Unbekannte, mit der man rechnet, und die man doch nie errechnet. Die Person Gottes aber, das ist der große Unbekannte, auf den sich die Priester berufen, wenn man sie fragt woher sie ihre Hüte, Mäntel und Werkzeuge haben; genau so wie die irdischen Diebe sich auf den „großen Unbekannten" berufen, wenn sie die Herkunft ihres Erwerbes und Besitzes nicht erweisen können. Zerronnen ist mir dieser Gott, ich erkannte, daß er das Nichts ist" (S. 146).

Wiltfeber will den Gott bewiesen haben, so wie die zu seiner Zeit in höchster Blüte stehende Naturwissenschaft fast alles beweist. Der Atheismus dieser Zeit hatte sich in engem Konnex mit der aufblühenden Naturwissenschaft entwickelt. Die Grundlagen dieser Entwicklung reichen 300 Jahre zurück, bis zu Newton, dem es gelang, die Grundtatsachen des physikalischen Geschehens in bestimmte Gesetze zu fassen. Im weiteren Verlauf kam man dazu, die Welt auch als Maschine anzusehen, die nach unabänderlichen Gesetzen arbeite, wie eine Uhr nach dem Gesetz abläuft. Der Naturwissenschaft gelang es auch, diese

Meinung dadurch zu erhärten, daß sie in ihren physikalischen und chemischen Forschungen auf Ergebnisse stieß, die sich als mechanische Gesetze erwiesen. Man forschte in dem naiven Optimismus weiter, und hoffte, eines Tages die Differenzialgleichung des Weltgeschehens zu finden, den Anfangszustand, aus dem sich alles Geschehen der Welt berechnen ließ. So entstand damit das mechanistisch-materialistische Weltbild. Die naturwissenschaftlichen Ergebnisse wurden auf alle Vorgänge des Lebens übertragen.

Wo die Welt nur wie eine bestimmte Maschine nach bestimmten unabänderlichen Gesetzen arbeitete, war der Mensch auch nichts mehr wie eine Uhr, die ablief. Die Behauptung von der Freiheit des Willens stempelte man zu einer lächerlichen Laienansicht. Da es hiernach aber in dem durch Gesetze geregelten Weltgeschehen und -ablauf keine Willensfreiheit gab, war der Mensch auch der Verpflichtung ledig, sich sittlich zu entscheiden. Wie er war, so war er durch die Naturgesetze, und er entwickelte sich weiter nach Gesetzen, die er von sich aus durch den Willen nicht abändern und beeinflussen konnte. Wenn aber die Welt sich aus einem Anfangszustand nach gewissen unabänderlichen Gesetzen entwickelte, die man zum Teil schon kannte und deren Rest man noch im Laufe der Zeit finden würde, so war ein Gott überflüssig, seine Existenz zwecklos. „Mit dem ersten Wort, das er sprach, begann er seinen Krieg mit Gott; denn Gott vergaß sich selber und gab sich preis, als er die Welt schuf. Er wohnte im Schweigen und ruhte im Nichts. Da war er. Aber vom siebten Tage an hat er sich bloßgestellt, und langsam aber sicher mahlen die Gedankengänge des Menschen Gotteswerk zu Menschenmehl" (S. 71).

Wiltfeber als Kind des mechanistisch-materialistischen Weltbildes ist von dieser Bewegung nicht unbeeindruckt geblieben, wenn er bekennt: „Zerronnen ist mir dieser Gott, ich erkannte, daß er das Nichts ist." Es klingt wie die entsagende Feststellung eines durch die naturwissenschaftlichen Ergebnisse zum Atheisten gewordenen Menschen. Aber dennoch sagt dieser Satz schon etwas ganz anderes, weist eine ganz andere Blickrichtung auf. Denn ein Atheist hätte für „dieser Gott" kurz nur „Gott" gesetzt. Denn Wiltfeber ist nur „dieser Gott" zerronnen, von dem selbst die Priester als dem großen Unbekannten reden. Er will für diesen unbeweisbaren, durch die Ratio nicht vorstellbaren Gott einen anderen setzen: den reinen Krist. Wiltfeber ahnt aber auch, daß das Dasein Gottes nicht allein von der Vernunft und dem Willen abhängt; er spürt, daß man Gott als nicht vorhanden beweisen kann, daß man aber dennoch nicht dadurch das Gefühl aus dem Blute reißen kann, daß ein Weltenlenker da ist. Dieses Gefühl, das im Blute, von Ahnen vererbt, den Glauben an die Existenz des Gottes hat, läßt sich nicht durch die Ratio das Gegenteil beweisen. Die Existenz Gottes, fühlt Wiltfeber, ruht auf zwei Säulen, auf der des Gefühls und der der Vernunft. „Du kannst nicht mit einem Hirnentschlusse hin zu Gott und nicht mit einem Willenskrampfe weg von ihm; ein Stein bist du, geschleudert in das All, und deine Ahnen bestimmen die große Hauptrichtung deines Weges, deiner Parabel, dir persönlich bleibt nur das

Hin- und Herschwanken." „Reiß dein Messer aus der Tasche, und schneide deine Adern auf! Laß dein rotes Blut in den gelben Kalkkies der Kilchgasse laufen, vielleicht mit deinem Blute wirst du den Geist, den gläubigen Geist deiner Vorfahren los. Denn Blut: das ist Seele" (S. 148). Hier haben wir wieder Burtes Grundsatz: Das Blut ist das Entscheidende, die Rasse. Den Glauben bekämpft Wiltfeber nicht, denn der Glaube ruht im Gefühl, liegt im Blut, ist eine Erbanlage, die sich immer wieder entfaltet. Schon unsere Ahnen haben geglaubt. Das Wichtigste hierbei ist für Wiltfeber, daß im Blute der Glaube an einen Gott ruht; auf Glaube liegt der Nachdruck. Von diesem Glauben an ein höheres Wesen können wir durch einen Willenskrampf nicht weg. Aber im Blute ruht nur der Glaube an ein höheres Wesen. Wie dieses Wesen jedoch beschaffen ist, das sagt uns nicht das Blut. Das Bild von diesem Wesen kann verschieden sein, weil es aus dem Blut aufsteigt, aus dem gebärenden Urgrund der Gefühle, ohne vom Geist geklärt und gestaltet zu sein.

Aus diesem Wissen und aus dem Gefühl heraus bekennt sich Wiltfeber nicht als Gottloser. Nur will er einen Gott, den er sich auch als Mensch vorstellen und den er von seinem Menschsein aus begreifen kann. So kommt er zu seiner Lehre vom reinen Krist, dem Widerjuden, den man durch sein Menschsein auch als Mensch begreifen und verstehen kann, nicht jenen Unvorstellbaren und irgendwo Waltenden. „Und ich las jenes vierte Buch im neuen Bunde und sah, was der Heiland war: Sein Krist ist mein Krist. Aber rein wollte ich ihn, losgelöst von Gott. Denn Gott, der ist hinter der Welt und unfaßlich ewig den Menschen; aber der Krist, das ist Gott in der Welt. Laßt ruhen den unerreichbaren Vater und haltet zurück mit Aussagen über ihn; es fehlen euch die Mittel, ihn zu messen, und die Wörter, ihn zu loben. Aber der Krist hat Menschennot und Menschenmaß: die letzte Ursache und erste Kraft ins Menschliche gestaltet, das ist der Krist. Gott für uns ist der Krist: sehen wir ihn, sehen wir Gott. Und dieser soll nicht genannt werden, weil wir den reinen Krist haben, an seiner Statt den Sichtbaren für den Unsichtbaren, den Menschlichen für den Jenseitsmenschlichen, den Begrifflichen für den Überbegreiflichen" (S. 271). Zweierlei will Wiltfeber in seinen gereinigten Glauben aufnehmen: die Steigerung Christi ins unbedingt Göttliche und die Betonung des Gegensatzes zwischen Judentum und Christentum. „Aus der Furcht, so sagst du, ist der alte Glaube geboren, der Mut wird einen neuen schaffen! Für Freie und Herrische soll dein Glaube sein." „Und was ist der neue Mensch, den wir nach des Heilands Forderung anziehen sollen, anders als die erste Form des Übermenschen." Zarathustra wird von Wiltfeber in seiner Rede im Bethause der „Stillen im Lande" als Widerkrist gezeichnet, Nietzsches Lebenspassion wie die des Heilandes. Burte kommt stark von Nietzsche her. Er teilt mit ihm den Kulturpessimismus, aber dennoch sinkt er nicht in den Nihilismus ab, der die letzte Consequenz dieses Pessimismus, ist. Wiltfeber ergibt sich auf der einen Seite den Resultaten der Naturwissenschaft, die Gott sozusagen als Nichts, als sinnlos nachweist; Wiltfeber kann diese Ergebnisse

nicht als Fehlresultate entlarven. Aber auf der anderen Seite weiß er, daß der Glaube nicht aus dem Blute zu reißen ist. So will er diesem inhaltlos gewordenen Glauben einen neuen Inhalt geben, damit eine neue Lehre und eine neue Religionsform schaffen. Dieser neue Glaube dann soll für eine neue Kultur neuen tragfähigen Boden schaffen. Wiltfebers Gott, der „reine Krist", ist ein Gott des Mutes, der Stärke, eine „Lehre für Männer". Es sind dieselben Wesenszüge, die in Zarathustras Hymnen die neue Gottheit auszeichnen. Auch Wiltfeber will Religionsstifter sein.

Die alte Lehre wird von ihm mit allen Mitteln bekämpft, wie es dem vernünftig denkenden, aufgeklärten und naturwissenschaftlich gebildeten Menschen seiner Zeit geziemt. „Wer glaubt, daß eins drei ist und drei eins, daß der Vater nicht älter ist als der Sohn und ihm gleich; daß drei Personen in einer Natur sind und zwei Naturen in einer Person? Wer glaubt, daß eine Jungfrau die Mutter eines Sohnes ist, welcher sie erzeugte? Wer glaubt, daß Gott zornig ist auf einen, der ihn nicht beleidigen kann; wer glaubt, daß Gott die Sünder haßt und doch täglich Sünder erschafft; wer glaubt, daß Gott zur Sühne für die Sünder einen werden ließ, der ohne Sünde ist? Wer glaubt an Gottes Gerechtigkeit und bittet um seine Gnade? Wer glaubt, daß Gott es gut mit ihm meint und gesteht doch ein, daß er Übles verdient?" Einen solchen Glauben zu bejahen, ist Wiltfeber nicht in der Lage. Er will einen gereinigten Glauben predigen, der dem Intellekt gegenüber auch nicht versagt: „Du stützest mit den Hebeln des Verstandes das sinkende morsche Gerüst des Kreuzglaubens" (S. 90). So bezeichnet Wiltfeber selber sein Streben.

Bei der Prüfung der vorhandenen Lehre setzt er sich auch auseinander mit Formen des gereinigten Glaubens: der protestantischen Kirche und den „Stillen im Lande", den Pietisten.

„Es ist eine „protestantische" Kirche, sagte sich Wiltfeber; und er suchte nach einem deutschen Worte für diese Sache, aber er fand keines; „evangelisch", das sagt zu wenig; „reformiret", so nennen es die Schweizer; „puritanisch", das war die Seele Englands; aber alle diese Worte sind fremd: die deutschen Leute haben kein deutsches Wort für ihren Gottesglauben. Aber der gereinigte Glaube hat auch in den bald vierhundert Jahren seines Bestehens keinen eigenen baulichen Ausdruck, keinen Stil gefunden. Der Glaube des Widerspruchs, des teilweisen Neinsagens und Festhaltens, jener Glaube, der alles in das Gewissen hineinschiebt, aber auch dieses durch Gottes Wort, das heißt durch menschliche Bücher in Schranken tut, er ist nicht stilkräftig. In vierhundert Jahren hat er keine einheitliche, klare Fassung gefunden, welche verbindlich wäre für seine Bekenner; da der umschriebene Glaube und seine Lehre fehlt, so kann es keine einheitliche, keine beste und feste Form des Gottesdienstes geben; wo es aber keine bestimmte, festgelegte Gottesdienstordnung gibt, ist auch ein Grundriß unmöglich, der dieser besten zeitlichen Ordnung den besten räumlichen Ausdruck gäbe; daß aber ohne einen einheitlichen Grundriß ein Stil ebensowenig erwachsen kann wie ein Baum ohne Wurzeln, das ist ein

Kunstgesetz, so feststehend, wie die Notwendigkeit der Wurzel für den Baum ein Naturgesetz ist" (S. 137).

Der Vorwurf, der die evangelische Kirche hier trifft, ist eben der Mangel an einheitlicher klarer Formung, Formelung der Lehre und an einer feststehenden Ordnung: „Ja, rechtgläubig, starrgläubig, unbedingt muß der Glaube einer Kirche und seine Lehre sein. Nicht die Freiheit fehlte, sondern der Zwang. Das Gewaltigste auf Erden ist die Macht des geformten Glaubens." Klare Fassung der Lehre, einheitliche feste Form des Gottesdienstes, festgelegte Gottesdienstordnung erachtet Wiltfeber für eine wahre Kirche als unerläßlich. Der evangelischen Kirche aber mangele die Klarheit, weil sie nicht klar und eindeutig sich entschieden habe, auf halbem Wege stehen geblieben sei, als „Glaube des Widerspruchs, des teilweisen Neinsagens und Festhaltens."

Die Pietisten zeichnet er in folgender Weise: „Sie wollen auch nicht die Gesunden sein, es liegt ihnen nichts am Leibe, sondern alles an der Seele; und es ist selten ein Gutgewachsener unter ihnen; sie gehen sanft, man hört sie nicht; sie reden über Dinge des allgemeinen täglichen Lebens, man weiß nicht, was sie sagen wollen; sie freuen sich am Geducktsein, am Unterducken, am Unrechtleiden und suchen das Märtyrertum, sie schlucken alles, ducken beständig, mucken nie auf, und doch nennt man sie die Mucker; sie lassen alles über sich ergeben und lächeln seelig, wenn Streiche sie treffen, bei denen unsereinem der Zorn in die Schläfen schließt" (S. 168). „Und es läßt sich viel Gutes zugunsten der Heiligen sagen: Sie machen Ernst mit der biblischen Sache, sie forschen ihr nach, nehmen sie getreulich und suchen es wörtlich und wirklich zu halten und zu gestalten. Die Stündler sind es gewesen, welche in den trüben Zeiten der Verwörterung die heilige Flamme hindurchgerettet haben. Als es überall von den Kanzeln scholl: Reine Lehre, reine Lehre! da übten sie in ihren Stuben reine Liebe" (S. 172). „Zwar in Wahrheit ist mir kund und bei allen Einsichtigen am Tage: Die Lauten haben sich zerfasert, aber die Stillen haben sich verknotet; die Lauten sind verbummelt, aber die Stillen sind verhakt; die Lauten sind auf falschen Wegen, aber die Stillen sind in der Sackgasse . . . Und am Sterblen und Serblen sind beide, Laute und Stille, denn ihr Gott ist siech" (S. 173).

Die Stillen haben nach Wiltfebers Meinung wenigstens gehandelt, während die Lauten nur redeten. Aber auch ihre Lehre und ihr Gott ist siech, da nur das Gefühl im Vordergrund steht. Ungemein stark empfindet Wiltfeber den individuellen Zug der Stillen im Lande, die das religiöse Leben aus den staatlich-politischen Bindungen lösten und es ganz auf den Einzelnen und seine Gottinnigkeit stellten. Es ist eine verwandte Seele, die im Wiltfeber als Kind dieser Zeit mit anklingt, als Isolierter, der Gemeinschaft Abseitiger. Gerade aus diesem Individualismus heraus, dem auch Wiltfeber verpflichtet ist, stellt er sich gegen den Pietismus. Nicht ganz klar ist Wiltfebers Schau einer neuen Lehre. Aber eines springt deutlich dabei heraus, daß er eine große, starke Gemeinschaftskirche will, die nicht nur vor dem Gefühl, auch vor dem Ver-

stand und der Vernunft bestehen kann, die auf den Menschen und auf das Diesseitig-Begriffliche bezogen ist. Er will keine vage, verschwommene, metaphysische Lehre, sondern eine handfeste, vernünftige, diesseitige Lehre, die stich- und hiebfest ist.

Die Lösung.

Wiltfeber steht im Zwischen. Leiden und Qual bedeutet dieser Zustand. Der Mensch nun geht auf Abstellung dieses Leidens aus. Er sucht nach dem rettenden Weg, nach der Lösung, die zur Erlösung aus diesem zermahlenden, zermalmenden „Zwischen" werden soll. Entscheidung für einen der beiden Pole, zwischen die man geraten ist. Wiltfeber will sich entscheiden, aber weder für rechts oder links; nicht linear, um so dem Seitendruck beider Pole zu entgehen. Er will den Seitendruck zum Auftrieb benutzen zu einem „Darüber", um so in diesem neuen Standort die beiden Seitenkräfte zu binden. Wiltfeber will auch so „Dombauer" werden, den Weg in die schwindelnde Höhe wagen; ein Hochtreiben, nicht ein Ausbreiten. Aber dies vertikale Sichaufrecken gerät mit der Zunahme der Höhe in eine stetig wachsende Gefährdung durch die horizontale Aufruhfläche. Die Höhe wächst, die Basis schwindet. Wiltfeber wollte diesen Weg gehen. Er fühlte den Boden, die Basis wanken, zerbrechen. Rettung suchend nahm er den Weg, den Ausweg in die Höhe und vergaß darüber, dem Boden, der Basis auf der er den Dombau aufführte, auch erst die nötige Festigkeit zu geben. Zur Vertikalen gehört die Horizontale aber.

Die richtige Ordnung zwischen Grund- und Aufriß fand Wiltfeber nicht. Er nahm den Weg in die Höhe, aber er fand nicht die Kraft, der Bedrohung durch die Basis unerschütterlich entgegenzustehen. Denn er bezwang nicht erst die Basis, um dann auf ihr aufbauen zu können, er wich ihrer Bedrohung aus und vermeinte durch den Weg in die Höhe ihr zu entgehen. Wiltfeber säuberte nicht erst den Baugrund, um dann erst seinen Dom aufzuführen. Darum mußte er zerbrechen und in sich einstürzen.

„Ich suchte Schönheit und fand den Wust; ich suchte ein Dorf, da lag es im Sterben; ich suchte den Gott der Leute in der Heimat, da war es der Stammesgott, das vergottete Rassenselbst einer Wüstensippe; ich suchte die Macht, da war sie geteilt unter alle, so daß keiner sie hatte und nichts getan werden konnte; ich suchte den Geist, da faulte er in Amt und Gehalt; ich suchte das Reich, da war es eine Horde Enten, welche den Aar lahmschwatzten, ich suchte meine Rassebrüder: da waren es Mischlinge siebenten Grades, bei denen jedes Blut das andere entartete" (S. 396).

Wiltfeber sucht und findet stets das Gegenteil in der Wirklichkeit wirklich. Er konstantiert, zieht die Summe und findet ein gewaltiges Minus. Dieses Minus nun setzt er mit dem Sinn und Zweck und Wert des Lebens gleich. Dieses Minus ist ihm nicht Antrieb zu erhöhter Leistung und Arbeit,

nicht lockende Aufgabe der Umprägung zu einem Plus. Wiltfeber sieht nicht in der Überwindung des Minus das Plus, er sieht aus der passiven Reflexion heraus nur das Minus. Er weiß und fühlt es selbst. Denn die „heimlichen Helden, die geduldigen Mühseeligen, die leidenden Sucher, können ihn zwar zum Mitfühlen, aber nicht zum Mitstreiten veranlassen" (S. 397).

Wiltfeber kommt aus dem Zwischen nicht heraus, er kommt wohl zur Klärung, nicht aber zur Entscheidung. Er wagt das „Dennoch" nicht. So kommt er zu seiner Lösung aus diesem „Zwischen": „Genieß und stirb" (S. 397).

Es ist die Flucht aus dem Leben voll Kampf gegen das Minus, in den Sexus und den Tod. Auch der heroische Mensch kennt den Tod, doch ist er hier nicht die letzte Zufluchtsstätte, nur Durchgangspunkt zu seiner Vollendung, zu dem „Stirb und Werde".

Wiltfeber und Ursula wollen einen Augenblick lang glücklich sein in dieser Welt des ewigen Schmerzes. Das ist beider letztes Ziel, die aus ihrer reinen Denkwelt sich herauslösen, um schon in der irdisch-endlichen Wirklichkeit einen Augenblick lang glücklich zu sein. Beide sind vom „Ich" zum „Es", aber auch zum „Du" zurückgekehrt. „Solches alles konnte ich wissen mit geschlossenen Augen, ferne von der Welt und der Heimat, Kraft meiner Denkschlüsse: aber nun erlebte ich das alles und erschaute es dinglich, da muß es auch dinglich sich lösen" (S. 397).

„Genieß und stirb", das ist Wiltfebers Losung und Lösung. Aber auch des ewigen Deutschen, den er verkörpert? Wiltfeber ist nicht nur ewiger Deutscher, auch er ist seiner Zeit und ihrer gesellschaftlichen Wirklichkeit unterworfen und zahlt darum auch ihr als zeitgemäßer Deutscher seinen Tribut. Wiltfeber ist der zeitgemäße Deutsche um die Wende des umbrechenden 19. Jahrhunderts, der sich auf das Wesen und den Wert des ewigen Deutschen zurückbesinnt. Er will nicht nur ein Bild gewinnen von sich, dem Deutschen um 1911, er will zum Bilde des ewigen Deutschen kommen. Seine Losung „Genieß und stirb", ist die Losung des zeitgemäßen Wiltfeber, der mit seiner und in seiner Zeit dahinsank. Burtes Wiltfeber ist nicht der ewige Deutsche, es ist ein Deutscher des Jahres 1911, der sich auf das Ewige seines Volkes zurückbesinnt, auf die „Zeugung", die er in seinem Gebet zur Eröffnung des Buches anruft. Sie ist die „Urmutter der Menschen". Hier klingt und springt das Reich der Mütter auf, hier um 1911. Hier erschaut der Mensch wieder die Mutterseite seines Volkes und seiner Geschichte, die nicht nur, wie Bäumler mit Görres sagt, eine Folge von Ideen und Taten ist, sondern ein lebendiger Zusammenhang, eine durch das Blut verbundene Folge von Geschlechtern. Das Zeugen und Fortzeugen geschieht aus einer ganz bestimmt angelegten Rassesubstanz heraus, nach einem nur dieser Rasse eigentümlichen Ausformungsgesetz. Bei der Zeugung sind stets die beiden Urkräfte und Urmächte vorhanden: Mann und Weib. Der Mann zeugt, aber das Weib gebiert. Beide Urmächte sind in jedem Volk angelegt, daher auch Stoff und

form. Von diesem polaren Grundschema aus: Mann — Weib, faßt Burte das Wesen des Deutschen und sucht es zu klären. Er leitet von dieser Urpolarität andere Polaritätsformen ab, so: Nord-Süd, dionysisch-appolinisch, Lebenswille-Formwille, Trieb-Bewußtsein, Objektstrieb-Ichtrieb, Vitalität-Geistigkeit. Das Wesen des Deutschen macht diese Polarität aus. Aber Wiltfebers Schicksal in seiner Zeit ist, daß er diese polare Gegensätzlichkeit als logische Gegensätzlichkeit ansieht. Diesen Unterschied zwischen polarer und logischer Gegensätzlichkeit hat Seifert in seiner „Charakterologie" herausgearbeitet. Zum Wesen der Antinomik (verstanden als Princip logisch-rationaler Gesetzlichkeit) gehört die Trennung, das Sichausschließen des Entgegengesetzten. Polare Gegensätzlichkeit dagegen hat eine Gemeinsamkeit des Entgegengesetzten, eine Zusammengehörigkeit in der Unterscheidung zur Basis. Polare Kräfte sind entgegengerichtet, aber zugleich sich ergänzend, ursprünglich unterschieden und ursprünglich aufeinander bezogen — eine „stete Koexistenz der Entzweiten" (Goethe). Das beherrschende Grundverhältnis ist nicht das logisch starre von Thesis-Antithesis (Satz-Gegensatz) sondern das organisch-rhythmische von Arsis-Thesis (Hebung-Senkung, Einatmen-Ausatmen, Systole-Diastole, Wellenberg-Wellental) (S. 41). Der Idealismus hatte sich nicht um die Klärung der Polarität und Antinomik bemüht. Wiltfeber als Erbe des Idealismus hatte schon das Gefühl für das organisch-rhythmische von Arsis und Thesis, aber er versuchte diese Gegensätzlichkeit logisch zu klären und zu lösen. Und daran zerschellte er. Wiltfeber hat das Erbe zweier Rassen in sich, den Norden und den Süden. Von diesem organisch-rhythmischen Grundverhältnis von Ebbe und Flut in seinem Blute suchte Wiltfeber frei zu kommen, zum reinen Norden. Von der Antinomik her wäre dies möglich. Aber dieses Grundverhältnis von Nord und Süd ist nicht das starre logische von Thesis und Antithesis und daher von dort aus nicht zu lösen. Darum zerbricht Wiltfeber.

Literatur-Verzeichnis.

1. Hermann Burte: „Wiltfeber". Der ewige Deutsche. Die Geschichte eines Heimatsuchers. Mit einem Vorspruch des Dichters und einem Nachwort von Hans Knudsen. Ausgabe der Deutschen Buchgemeinschaft G. m. b. H. Berlin mit Genehmigung des Verlages H. Haessel, Leipzig.
2. Hans Knudsen: Nachwort zu Burte's „Wiltfeber" in der Ausgabe der Deutschen Buchgemeinschaft G. m. b. H. Berlin 1927.
3. Paul Fechter: Dichtung der Deutschen. Ausgabe der Deutschen Buchgemeinschaft G. m. b. H. Berlin 1932.
4. Hans F. K. Günther: Kleine Rassekunde des deutschen Volkes. 3. Auflage 44.—66. Tausend 1933. Verlag J. F. Lehmann, München.
5. Josef Nadler: Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes. Verlag Kösel-Pustet, München 1934.
6. Hans Freyer: Einleitung in die Soziologie. Verlag Quelle-Meyer, Leipzig 1931.
7. Friedrich Seifert: Charakterologie. Sondersausgabe aus dem Handbuch der Philosophie. Verlag von R. Oldenbourg, München u. Berlin, 1929.
8. Alfred Baeumler: Einleitung zu: „Der Mythus von Orient und Occident." J. J. Bachofen. Verlag Beck, München 1926.
9. Ernst Bertram: Deutsche Gestalten. Insel-Verlag 1934.
10. Alfred Vierkandt: Kultur des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart im Handwörterbuch der Soziologie, hrsg. von Alfred Vierkandt, Verlag Friedrich Enke, Stuttgart 1931.
11. Hans F. K. Günther: Rasse und Stil. Verlag J. F. Lehmann, München

Lebenslauf.

Am 26. November 1908 wurde ich als Sohn des Meisters der Schutzpolizei Gustav Sack und seiner Ehefrau Margarethe geb. Koch zu Witten-Ruhr geboren. Das Reifezeugnis erlangte ich Ostern 1930 am Realgymnasium zu Witten und studierte anschließend Deutsch, Kunstgeschichte und Geographie an den Universitäten in Köln und Münster. Meine Lehrer waren in Köln die Herren Professoren Ernst Bertram und Karl Nießen und in Münster die Herren Professoren Ludwig Mecking, Martin Wackernagel und Günther Müller, dem ich für die Anregung und wohlwollende Förderung meiner Arbeit zu großem Dank verpflichtet bin.

Arthur Sack.